

Originalveröffentlichung in: Hirsching, Friedrich Karl Gottlob: Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhundert gestorben sind/16,2, Leipzig 1815, S. 98-141

Winkelmann *), Johann Joachim, Päpstlicher Bibliothekar, Abt, und Präsident der Gesellschaft der Alterthümer in und um Rom, der als Kunstgelehrter und tiefforschender Archäolog, als der kenntnißreichste und geschmackvollste Dolmetscher des classischen Alterthums, grosse, unsterbliche Verdienste sich erworben hat, dessen Schicksale auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller denkenden und fühlenden Menschen erwecken müssen, verdient eine sorgfältige und ausführliche Lebensbeschreibung: sie war ihm gewidmet, es waren die Vorbereitungen dazu getroffen; aber die Lagen, Verhältnisse und Beschrän-

*) Winkelmann muß durchaus mit dem *W* geschrieben werden, wie er sich beständig schrieb. Es ist sehr auffallend, daß man auch in den neuesten der Litteratur und Kunst gewidmeten Schriften den edlen Namen wider seinen Willen und Gebrauch geschrieben findet: er konnte es so wenig leiden, als Gebauer (der geheime Justizrath und Professor) zu Göttingen, wenn man seinen Namen, der in der ersten Sylbe kurz, mit dem Accent auf die mittlere Sylbe, geh, Bauer, aussprach.

fungen, nach ungläublichen Aufopferungen für das ganze Werk, gestatten nicht, das Vorhaben auszuführen. Billige Leser, die ohnedieß viele fleißig bearbeitete Artikel in dem Werke finden, werden sich mit dem begnügen — es ist doch immer das Neueste, nachdem so Viel über Winckelmann geschrieben worden — was der Fortsetzer und Beendiger des weit sich erstreckenden Werks aus dem Vorrathe hier mittheilt, oder bearbeitend geben kann.

Johann Joachim Winckelmann wurde zu Ende des Jahres 1717, am 9. December, zu Stendal in der Altmark Brandenburg, geboren; eine Irrung ist es, wenn es an einigen Orten heißt: zu Anfange des J. 1718. Ob er gleich in der That den Namen Johann Joachim erhielt, so pflegte er doch in der Folge seinen zweyten Vornamen wegzulassen, und zwar besondres seit seinem Aufenthalte in Italien; es sey, weil sein dort zu zart gebildeter Geschmack diesen Namen übellautend fand, oder auch, weil er die Sitte der Italiener, sich mit Einem Vornamen zu begnügen, annahm. Sein Vater war ein armer Schuhmacher, der zuletzt wegen Armuth, Alter und Schwachheit zu Stendal in's Spital aufgenommen wurde. Unser Winckelmann, der einzige Sohn dieses armen Schuhmachers, legte den ersten Grund seiner Geistesbildung in der Schule seiner Vaterstadt, wo er sich durch seinen Fleiß bald zu den obern Classen hinaufschwang, und mußte sich in seiner Jugend durch das Chor-singen und den Unterricht kleiner Kinder einen Theil seines Unterhalts zu verdienen, und Bücher anzuschaffen suchen. In diesen Umständen genoß er auch der väterlichen Fürsorge des Rectors Tappert, der, da er im Alter sein Gesicht verlor, ihn zu sich in's Haus aufnahm, um ihm in seinen gelehrten Beschäftigungen mit Schreiben und Vorlesen Hülfe zu leisten. Hier genoß Winckelmann nicht allein der Privatunterweisungen und der lehrreichen Unterhaltung des Rectors, sondern konnte auch seine für jene Zeit nicht unbedeutende Büchersammlung, und besonders die kleine Schulbibliothek, über welche er die Aufsicht hatte, benützen: dadurch erwarb er sich frühzeitig eine ansehnliche Bücherkenntniß, und lernte aus dem in der Schulbibliothek befindlichen neueröffneten adelichen Ritter-Platze, den er mit grosser Begierde las, zuerst die berühmten Werke der Mahler, und Bildhauerkunst kennen. Er machte sich hier auch zugleich mit den Classikern der Griechischen und Lateinischen Sprache, in welcher er solche Fortschritte machte, daß er darin als ein Muster für seine Mitschüler rühmlich ausgezeichnet wurde, sehr bekannt. Es äusserte sich da vornehmlich der Hang zum Forschen nach Alterthümern. Darauf bezogen sich am Meisten seine wissenschaftlichen Bemühungen und Arbeiten, seine Lectüre der alten Schriftsteller, sein Studium der Geographie und Geschichte; noch mehr verrieth er sich aber in seinen Freystunden. Desters ermunterte er seine Mitschüler, die Sandberge vor den Thoren zu Stendal mit ihm durchzu-

wühlen, um alte Scherben von zerbrochenen Urnen aufzusuchen; die er dann, mit Frohlocken über seinen grossen Fund zurückkehrend, als ein Heiligthum auf's Sorgfältigste verwahrte. Auch die Schulbibliothek beehrte er mit dem antiken Fund. Die Bibliothek zu Seehausen in der Altmark hat von diesem seinen Fleiß nach ein Paar Urnen aufzuweisen. Tadel seiner Lehrer zog er sich oft zu, daß er die Bildung seiner Muttersprache versäume, und dafür bloß die todten Sprachen, selbst die Hebräische, mit großem Eifer triebe; Cicero, der die Muttersprache so sehr empfahl, war gleichwohl sein Element, und dessen Reden die Muster, wornach er sich bildete; auch liebte er besonders die Sprache und Classiker der Griechen. Wir, die wir die besondere Kraft und Originalität seines Deutschen Ausdrucks bewundern, finden leicht seine Rechtfertigung in der, seinem durch das Studium der Alten gebildeten, Geschmack, sich nicht verbergenden Mangelhaftigkeit der damaligen Deutschen Schriftsteller; wir sind überzeugt, daß er eben nur auf dem Wege, den er einschlug, zu der Classicität des Styls gelangen konnte, die noch immer in gewisser Absicht unübertroffen geblieben ist. Durch die Versicherung des Generalsuperintendenten Kleinow zu Salzwedel, und aus einem Briefe Winkelmann's an ihn vom 23. Juny 1752 wissen wir, daß Winkelmann auch auf kurze Zeit den Unterricht der Schule zu Salzwedel genoss. Es ist aber aus beyden nicht zu ersehen, in welche Jahre dieser Aufenthalt fällt, noch welche Umstände dazu die Veranlassung gegeben haben mögen. Eine brennende Begierde, fremde Orte, grössere Städte zu sehen, die seinem forschenden Geist mehrere Nahrung geben würden, trieb ihn in seinem 16. Jahre an, nach Berlin zu gehen, und er kam 1733, mit einem Empfehlungsschreiben begleitet, daselbst auf das Eölnische Gymnasium: bey dem Entschluß und der Ausführung war auch ein Wunsch, der ihm unser Herz gewinnt, der Wunsch, seinem armen Vater einige Unterstützung zu verdienen, nicht ohne Einfluß. Er lernte nämlich und lehrte zugleich in Berlin; der Rector Baaken hatte ihm auch die Aufsicht über seine Kinder anvertraut, und ihn dafür in's Haus und an den Tisch genommen: Winkelmann benützte dabey den Unterricht der damaligen Lehrer in den Schulwissenschaften, und besonders in den Sprachen. Während der Zeit seines nur kurzen Aufenthalts in Berlin machte er auch eine Fußreise nach Hamburg, um aus der Bibliothek des berühmten Fabricius, welche daselbst öffentlich versteigert wurde, einige der besten Ausgaben alter Classiker zu kaufen. Das Geld zur Reise sowohl, als zum Ankauf der Bücher, erbat er sich unterwegs bey adelichen Beamten und Predigern. Die auf diese Weise erkauften Bücher trug er selbst nach Berlin zurück. Weil er seine Erhaltung in Absicht des Ertrages seines Unterrichts jüngerer Kinder getäuscht fand, vermochten selbst die hier unstreitig für die Bildung seines Geistes günstign Gelegenheiten ihn nicht länger als ein Jahr zu fesseln. Nach Ablauf dieser Zeit

(1734) kehrte er schon wieder nach Stendal zurück, wo ihn auch der alte Rector willig wieder in sein Haus aufnahm, und fieng jetzt an als Präfect des dortigen Singschors sich seinen Unterhalt zu erwerben. Auch die Erheiterung genoss er hier, seinen armen Aeltern Etwas abgeben zu können, wodurch sein Geist gewiß eben so viel an Spannung gewann, als er durch den Druck seiner äussern Lage verlieren mußte. Um Ostern 1738, als er in das 21. Jahr seines Alters getreten war, erklärte man ihn für fähig, die Universität zu beziehen: er gieng mit einer kleinen Baarschaft nach Halle; ein kleines Stipendium, das er dort genoss, war nicht hinreichend, ihn zu erhalten, und er mußte, während seines zweijährigen Aufenthalts daselbst, zum Theil von Unterstützungen seiner Landsleute leben. Seine Neigung sprach nun wohl für keine der sogenannten Facultätswissenschaften entscheidend; doch wünschte er sich der Arzneykunde widmen zu dürfen. Seine Freunde ahneten aber vielleicht in seinem unruhigen Streben doch mehr Talent für die Fächer, die den brauchbaren Schulmann bilden helfen, und auf Akademien, besonders damals, in den Kreis der theologischen Wissenschaften gezogen zu werden pflegen; sie rathen ihm also Theologie zu studieren. Mehrere Männer, die durch Alter, Verdienste, so wie durch thätige Fürsorge für ihn, ein entscheidendes Gewicht hatten, und die es mit seiner Armuth weniger verträglich fanden, den ungewissen Aussichten des Arztes entgegen zu gehen, ließen ihm bald keinen Zweifel für seine Entscheidung übrig. Er wurde also dem Namen nach Theolog; doch fühlte sich sein Geist hier durchaus nicht in seiner Sphäre. Das theologische Studium gefiel ihm nicht, weil es ihm die traurige Aussicht zeigte, dereinst vielleicht unbekannt sein Leben auf einer Landpfarre hinbringen zu müssen. Er warf sich unbefriedigt wechselnd fast in alle Fächer des menschlichen Wissens; er hatte davon in der Folge manchen reichen Gewinn. Bald beschäftigten ihn Staats- und Lehnrecht, bald Arzneykunde; bald mahnte ihn seine bürgerliche Bestimmung an die Theologie, bald gab er sich der Mathematik und in's Besondere der höhern Geometrie hin. Unglücklicher Weise war unter der nicht geringen Zahl trefflicher Männer, welche damals an der Hallischen Universität standen, gerade Einer, der unsern Wirrkellmann über seinen wahren Beruf hätte in's Klare bringen und dazu hinbilden können; ja lange Zeit gab es nicht einmahl Einen, der nur auf den armen Jüngling geachtet hätte. Er besuchte deshalb fleißiger die Bibliotheken, als die Hörsäle, und nährte seinen Geist durch stetes Studium des Alten. Schon nach Verlauf des ersten akademischen Jahres machte er mit Einigen seiner Freunde eine Reise nach Dresden; wodurch veranlaßt, darüber sind die vorhandenen Meinungen getheilt. Fast lächerlich ist die Meynung, daß die Feyerlichkeiten bey der Vermählung der Sächsischen Prinzessin mit dem Könige beyder Sicilien ihn dazu angetrieben; weder sein Geist, noch seine

häuslichen Sorgen möchten sich wohl mit einem solchen Gedanken schwerlich vertragen haben, indem der erstere zu hoch über solchen Land stand, als daß ihm eine Reise von 18 Meilen darnach nicht als eine Reise nach Rom, um den Papst zu sehen, hätte vorkommen müssen; die letztern aber zu tief unter solchen Herrlichkeiten der Welt lagen, um einem Blicke dahin einige Thaler zu opfern. Weit mehr Glauben verdient die Versicherung, daß die in Dresden gesammelten Kunstschätze ihre magnetische Kraft an ihm bewiesen, ja sie hat so viel Wahrscheinlichkeit, daß es schwer ist, gegen sie einer dritten Behauptung einiges Gewicht zu geben, daß er nämlich eine Empfehlung an den dortigen Supertatendenten D. Böschner zu seinem Unterkommen habe benützen wollen. Denn einmahl durfte wohl am Wenigsten in jenen Zeiten, ein einjähriger Student an Abgang von der Akademie und Antritt einer Hauslehrerstelle denken, und dann würde man zur bloßen Empfehlung gewiß nicht einem armen Jünglinge eine Reise von 18 Meilen zur Bedingung gemacht haben, am Wenigsten von einer Universität aus, wo es ja wohl an competenten Richtern nicht fehlen kann, zu denen man eher einen Stellbewerber zur Prüfung schicken möchte. Selbst das angehängte Resultat, was man mehr durch einen willkürlichen Schluß herausgebracht hat, spricht gegen jene Nachricht: er habe, heißt es, dem Herrn Doctor nicht gefallen, weil er von Halle, einem damahls, seiner Frömmelley und Andäctelley wegen, verurtheilten Orte, gekommen sey. Um diese Nachricht oder diesen Eindruck auf den Herrn Supertendenten auszumitteln, bedurfte es doch wohl nicht erst einer Reise. Dazu wäre selbst das übersendete Empfehlungsschreiben schon zu Viel gewesen.

Nach seiner Rückreise nach Halle studierte er nun erst vornehmlich Litteratur und Sprachen: daß er sich aber vorzüglich auf Sprachen und Alterthumskenntnisse in Halle legen würde, ließ sich nicht anders erwarten. Nach seiner Rückkunft wurde er dem Canzler von Ludewig bekannt und theuer, der ihm den ihm sehr wichtigen Auftrag gab, seine Bibliothek zu ordnen, bey welchem Geschäfte er darüber unter Büchern leben konnte, die er sich nicht selbst anzuschaffen vermochte. Nachdem er dem eigentlichen Auftrage des Canzlers eine Genüge geleistet hatte, trieb er noch mit großem Eifer das Studium der Hebräischen Sprache, übersehte und commentirte den Herodot, und vollendete so zwey und ein halbes Jahr als Mitglied der Akademie. So stark und freudig er auch im Ganzen während dieser Zeit mit Wasser und Brod vorlieb nahm, wenn nur seine Wisbegierde nicht ohne Nahrung blieb, so fühlte er doch endlich, daß er dieser Lage unterliegen müsse. Er folgte daher, nachdem er einige Mahle vergebens sich an den berühmten Gesner in Göttingen gewandt hatte, um durch dessen Fürsprache zu einem Amte befördert zu werden, sehr gern im J. 1741 einem Antrage nach Osterburg zu einem gewissen Herrn von Groll

mann, Rittmeister unter dem Regimente von Bredow, und fand hier nicht nur anständigen Unterhalt, sondern zugleich eine erle Behandlung. Kaum fühlte er aber hier die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt, als die Wiederkehr der alten innern Unruhe ihm bewies, er sey auch hier noch durchaus nicht an seiner Stelle. Wir haben übergangen, was Andere, so der Hallische Biograph, erst jetzt erzählen. Als er noch in Halle war, nicht nachher, entwarf er sich in der Stille ein Project, was für seine damaligen Umstände so kühn war, daß nur die Zukunft ihn darüber rechtfertigen konnte. Er beschloß nämlich, sich zu einer Reise in fremde Länder zu rüsten, ohne dazu mehr, als seine brennende Wißbegierde und seinen Muth, auch Mangel und mannfache Beschwerden für seinen Zweck zu erdulden, mit sich zu nehmen. Zuerst war seine Absicht, Frankreich zu sehen, und wirklich trat er die Reise zu Fuße an, kam aber nur bis Gelnhausen, in der Gegend von Frankfurt am Mayn. Eine kühlere Ueberlegung und noch mehr der eben 1741 ausbrechende Krieg bestimmten ihn, umzukehren zum Unterrichte der Kinder; worauf er eben die Hauslehrerstelle zu Osterburg annahm. Er blieb da nur Ein Jahr: er glaubte jetzt nützlicher, als in seinen frühern Jahren, an dem akademischen Unterrichte Theil nehmen zu können, und nützte daher eine sich anbietende Gelegenheit nach Jena zu gehen; um da Medicin und höhere Mathematik zu studieren. Immer legten sich aber der gänzlichen Ausführung seiner Plane Armut und Dürftigkeit entgegen. Er war nicht im Stande, sich mit freyem Geiste und ungebunden dem Studium der Wissenschaften zu widmen. Genug für ihn, daß er hier die Italienische und Englische Sprache erlernte, und des bekannten Litterators Hamberger Anleitung und mannfache Unterstützung genoß. Doch sah er auch so nur kurze Zeit sein Auskommen, und faßte, man weiß nicht mit welchen Aussichten, den Entschluß, nach Berlin zu gehen. Sehr bestimmt oder vielversprechend müssen diese Aussichten aber nicht gewesen seyn, indem er auf seiner Reise dahin in Halle 1742 den Antrag einer Hauslehrerstelle bey dem Oberamtmann Lamprecht zu Hadmersleben bey Halberstadt vorzog. In der That fand er aber hier mehr, als er zum Voraus erwarten konnte. Der einzige Zögling, den er hatte, und dessen Erziehung und Unterricht er sich mit aller seiner Bemühung widmen konnte, gewann eine so feste und treue Anhänglichkeit an ihn, daß er das Vertrauen gewann, in dem Herzen dieses Jünglings habe er sich Trost und Stütze im Unglück und Aelter bereitet. Sein Zögling war der nachherige Kriegs Rath bey der Reumärkischen Kammer zu Küstrin, der seines Lehrers glänzende Laufbahn durchlebte, und erst vor wenigen Jahren verstorben ist, und der Bruder des noch lebenden Oberamtmanns Lamprecht war. Sein Aufenthalt in Hadmersleben wurde ihm noch durch die vertrautere Bekanntschaft mit einem Herrn von Hauses, einem gelehrten Greise, der ehemahls Secretär der Daa

nischen Gesandtschaft in Paris gewesen war, und jetzt in Hadmersleben ein Gut besaß, sehr wichtig. Dieser Mann hatte eine treffliche Bibliothek, die besonders mit den kostbarsten historischen Werken geschmückt war. Winkelmann las mit großer Begierde, die Feder in der Hand, Bayle's Dictionnaire historique et critique zweymahl durch, und trug die Ausbeute reichlicher Auszüge davon. Auch der Umgang mit dem würdigen Greise wurde ihm wichtig; gewisse damahls neue Ansichten, die sich noch nicht wagten, laut auszusprechen, waren in Winkelmann's Geiste jedoch schwankend, und bedurften der tiefen Einsicht und des festern Blicks eines erfahreneren Mannes, um Stärke und Haltung zu gewinnen. Offen theilte er sie ihm mit, und willkommene Sicherheit und Festigkeit gab ihm die entgegenkommende Einstimmung des Greises. Wahrscheinlich hätte Winkelmann diese Lage noch lange nicht verlassen, wenn er nicht den Antrag eines festen Amtes erhalten hätte. Der bisherige Conrector in Seehausen in der Altmark, Boyßen, hatte eben den Ruf als Prediger in Magdeburg erhalten, und von den Patronen seiner bisherigen Stelle den Auftrag, einen Nachfolger für sich zu empfehlen. Er lernte unsern Winkelmann in dem Lamprechtischen Hause kennen, und empfahl ihn. Nur 1 Jahr und 6 Monathe war dieser in seinen bisherigen Verhältnissen gewesen; ungefähr 25 Jahre alt (1743) trat er die Conrectorstelle an. Auch durch diese Versetzung war Winkelmann nicht in eine seinen Kräften harmonische Sphäre gekommen, nicht zu gedenken, daß die Stelle so karg an Einkünften war, daß auch er sich genöthigt sah, bey den wohlhabenden Einwohnern der Stadt sich Freystücke auszumitteln; vielmehr lag in ihr mehr Gefahr, als in seinen bisherigen Lagen, für Immer gehemmt und gelähmt zu werden. Man denke nur an die damahlige Beschaffenheit der Stadtschulen, besonders der Märkischen, überhaupt, und nun vorzüglich in einem so kleinen Städtchen, als Seehausen! Man denke sich seine Amtspflichten, die im Unterrichte der ersten Anfangsgründe der alten Sprachen, und der christlichen Glaubenslehre bestanden, woran sich hiet und da eine Predigt schloß, um sich den damahls gewöhnlichen Weg von der Schule zur Kanzel zu bahnen. Die natürliche Folge war, daß er sich sehr gedrückt fühlte, und Boyßen mündlich und schriftlich bat, für seine anderweitige Beförderung zu wirken. Seine Unzufriedenheit wurde noch größer, da er bey allem Uebergewicht seines Geistes über den ihm angewiesenen Wirkungskreis doch noch bemerken mußte, daß man auch nicht mit ihm zufrieden sey. Jedermann machte Boyßen Vorwürfe, er habe mehr für Winkelmann, als für die Schule gesorgt, und Einige seiner Freunde gaben ihm deßhalb die bittersten Vorwürfe. Einige tadelten, der neue Conrector könne nicht predigen, Andere vermiften alle äussere Lehrgabe; kurz, die Zahl der Schüler verminderte sich, dieß war Beweises genug, der neue Conrector müsse Nichts taugen.

Nichts macht eine üblere Figur, sagt Einer seiner Lebensbeschreiber sehr richtig, als ein Kopf, den man in eine unverschämte Nische gesetzt hat, oder ein grosser Obelisk auf einem kleinen Plage. Doch hörte man nach einigen Jahren in Seehausen nur Eine Stimme: das müsse man dem Conrector doch lassen, er gebe sich viele Mühe, lehre und arbeite mit seltener Exene, habe grosse Geduld, und die Kinder lernten Etwas bey ihm. Winkelmann verlor Alles dessen ungeachtet den Muth nicht, und setzte in den Freystunden, die ihm sein Amt ließ, sein Studium der Griechischen Classiker unaufhörlich, und mit solchem Eifer fort, daß er selbst in den kalten Winter Nächten, nachdem er bis Mitternacht studiert hatte, nicht zu Bette gieng, sondern, in einen Pelz gehüllt, auf einem Lehnsstuhle schlief, und früh um 4 Uhr wieder erwachte, seine Lampe anzündete, und bis 6 Uhr fortstudierte, wo die Stunden des Unterrichts wieder ihren Anfang nahmen. Homer und Sophokles wurden seine Lieblingschriftsteller; den Lektoren studierte er mit solchem gelehrten Ernst, daß er seinem Exemplare eine Menge critische Verbesserungen und Anmerkungen beschrieb. Es wäre ein wichtiger Gewinn, dieß wieder aufzufinden — wer weiß, wo es vielleicht ganz unbekannt — wahrscheinlich in Italien — verstäubt? Wir würden daraus sehen, wie ein Mann von Winkelmann's Geist selbst damals, wo es in Deutschland noch kein Studium des Alterthums im höhern Sinne gab, wahrscheinlich nur mit wenigen Hülfsmitteln versehen, die Alten las. Eine Handschrift von ihm aus dieser Zeit, unter dem Titel: Commentarii variorum in Juvenalis Satyras XVI. et in Persii Prologum et Satyras, welche der Generalsuperintendent Kleinow als ein Denkmahl von Winkelmann's Freundschaft erhielt, ist mehr ein Zeichen seines Fleißes, als in der genannten Absicht belehrend, indem sie bloß Auszüge aus den Anmerkungen des Johann Britannicus, Isaac Brangäus, Lubinus, Farnabius, Pithäus u. A. enthält. Auffer seinen philologischen Studien machte er sich in dieser Zeit zuerst genauer mit der neuern Geschichte bekannt. Er schaffte sich, ungeachtet seiner äusserst Einnahme, einige der größten und vollständigsten Werke an, besonders Daniel's Histoire de France, Rapin Thonras Histoire d'Angleterre, Thuanus, Grotius, las sie mit Fleiß, und machte sich Auszüge, das Liebste, das Studium, was ihn am Meisten ohne alle Nebenrückicht an sich zog, blieb Geschichte des Alterthums, wozu er vielleicht selbst die Lectüre der Griechischen Classiker nur als Mittel ansah. Noch mehr dürfte sein in Seehausen erneuertes Studium der neuern Europäischen Sprachen für einen möglichen künftigen Gebrauch berechnet gewesen seyn, obgleich seinem vielseitigen Geschmack auch das Schöne in den Formen der modernen Dichtkunst nicht gleichgültig blieb. Besonders zog Voltaire ihn sehr an, daß er ihn in der Folge mit sich nach Italien wandern ließ. Um seine häuslichen Umstände zu verbessern, nahm

er junge Leute aus vornehmen Häusern in Pension, seinen ehelichen Zögling und den Sohn des Herrn von Hanses hatte er gleich mit sich nach Seehausen genommen. Er gab ihnen auch Privatunterricht, der im Fache der Geschichte, wenn man den Nachrichten darüber trauen darf, nach einer sonderbaren Methode erfolgte. Er nahm nämlich in jeder Stunde 5 Jahre durch. Ob dieß gleich nur von seinem Unterrichte in der neuern Geschichte erzählt wird, die uns in einem vollständigen Zusammenhang bekannt ist, und obgleich es mehr Universalgeschichte, als die specielle Geschichte eines Volkes gewesen seyn mag, die er vortrug, so ist doch kaum ein vernünftiger Grund für diese Methode aufzufinden; wahrscheinlich beruht diese Erzählung auf einem Mißverstände. So mancherley nun auch Winkelmann's Beschäftigungen in dieser Zeit waren, und so angenehm ihn besonders die Stunden der Muße seyn mochten, worin er für sich einsammelte, so fand sich doch von Neuem die ihm unerklärbare Unruhe, die Sehnsucht nach einem Etwas, was er nicht zu nennen wußte, die, so oft sie sich auch bey genialen Menschen von ausgezeichneten Talenten für ein gewisses besonderes Fach findet, so selten doch von dem erfahrneren Beobachter ihnen früher gelöst werden kann, als sie selbst mit Ueberraschung sich zurufen müssen: ich habe es gefunden. Die frühern Aeufferungen dieser Unruhe bey Winkelmann waren noch immer vieldeutig genug. So hatte er als Jüngling den Vorsatz gefaßt, nach Aegypten zu reisen; man meynt, durch wiederholte Lectüre des zweyten Buchs des Herodot dazu gereizt. So hatte Cäsars Commentar über den Gallischen Krieg zu Hadmersleben in ihm den Wunsch zu einer Reise nach Frankreich erweckt. Er machte sich hier wirklich auf den Weg, und wurde nur durch den Ausbruch der Kriegerunruhen abgehalten, weiter als Gelnhausen zu kommen, von wo er sehr bald nach Hadmersleben in seine Hofmeisterstelle zurückkehrte. Von ähnlichen Entwürfen war er auch in Seehausen nicht frey; nur wurden sie jetzt schon männlicher erwogen, und ein alter hilfloser Vater, der des Sohnes Unterstützung bedurfte, gab immer für seine Entschlüsse den Ausschlag. Oft werden auch die damaligen Geistlichen zu Seehausen als mitwirkend zu seiner neuen Unzufriedenheit genannt. Wahr ist es wohl, daß er manche harte Urtheile von ihnen wegen seiner freyen Aeufferungen über gewisse kirchliche Lehren ertragen mußte, und daß seine Unfähigkeit zu predigen, indem sie ihnen zu gewissen Zeiten eine Amtsverleichterung entzog, ihr Herz für ihn eben nicht zu einem mildern Urtheile gewinnen konnte. Allein dieselben wirkten gewiß das mehr oder weniger dunkle Gefühl: er sey hier nicht an seiner Stelle. Nun starb aber sein alter Vater, die Sohnespflicht war erfüllt, sein Geist war nicht wieder durch Familienverhältnisse gehemmt. Kindlich betrauerte er noch des guten Alten Tod, gieng aber bald mit mancherley Planen um, die ihn selbst erst über seine bisherige Unruhe verständigten.

Sein erster bestimmter Voratz war, sich auf eine Univerſität zu begeben, und hier Vorlesungen über alte Litteratur zu geben. Aber es entgieng ihm nicht, daß er eben damahls keine günstige Periode gefunden haben würde, indem der gerade neue Eifer für das Wolffsche System der Philosophie die Räume für die übrigen Fächer der Gelehrsamkeit schwächte, und besonders einem Anfänger auf der akademischen Laufbahn wenig Glück versprechen konnte, der, zu wenig durch eigenes Vermögen unterstützt, sogleich seinen Unterhalt suchen mußte. Er gab daher den Gedanken wieder auf, ohne wirkliche Schritte zu seiner Ausführung gethan zu haben. Dagegen faßte er einen andern glücklichen. Der fleißige Gebrauch der Deutschen Reichsgeschichte des Reichsgrafen von Bünau erinnerte ihn nämlich an den vortrefflichen Verfasser und dessen ansehnliche Bibliothek zu Rößentz bey Dresden. Von dieser angestellt zu werden, schien ihm eben so sehr ein Mittel, seinen brennenden Durst nach Wissenschaften auf's Reichlichste zu stillen, als der Weg zu einer Laufbahn, auf welcher er der Welt nützlich werden könne. Er wandte sich deshalb in einem Französischen Briefe an den Minister, Grafen von Bünau, drückte seine Verehrung gegen ihn als Verfasser der Deutschen Reichsgeschichte aus, äußert dann seine Unzufriedenheit mit der Lage, die seinen Geist beenge (*L'état, sagt er, déplorable de toutes les ecoles de nos contrées m'en a tout a fait éléganté*), und schließt mit der Bitte, ihn bey seiner Bibliothek anzustellen (*Placez moi dans un coin de Votre Bibliotheque, pour copier les rares anecdotes, qui seront publiées, comme on dit*). Diesen Brief schrieb er am 16. Juny 1748. Der Graf erkannte leicht den Unterschied des Briefstellers von der grossen Zahl derer, die mit Bitten Männer seiner Verhältnisse zu überhäufen pflegen. Er antwortete ihm mit vorläufigen Versprechungen, und verlangte nur noch zum Voraus von ihm eine kurze Geschichte seines bisherigen Lebens und seiner Studien. Winkelmann leistete dieser Forderung in einem Lateinischen Briefe Genüge, der uns glücklicher Weise als ein wichtiges Document für die Hauptbegebenheiten seines Lebens erhalten ist. Der Graf übertrug ihm hierauf, da die Bibliotheksstelle durch Franke bereits besetzt war, die Stelle eines Bibliothekars, Secretärs oder zweyten Bibliothekars, und Winkelmann rüstete sich schon am Ende des Julius zur Abreise von Seehausen, nachdem er dem Grafen noch drey Zeugnisse über seine bisherige Amtsführung übersendet hatte. Das eine dieser Zeugnisse war von dem Generalsuperintendenten Noltenius, das zweyte vom Inspector Schnafenburg, das dritte vom Rathe der Stadt. Alle drey waren äusserst rühmlich, und bewiesen, wie sehr man ihn achten gelernt hatte. In dem kleinen Briefe, mit dem er die Zeugnisse begleitete, lesen wir die so äusserst bescheidenen Aussprüche Winkelmann's. Er schreibt: „Es ist Nichts, was mich zwingt, von hier zu gehen; ich habe einen hinlänglichen

Unterhalt gehabt, und ausserdem bis jetzt einen freyen Tisch bey einigen mir wohlwollenden Freunden genossen.“ Einer solchen Lage freuete sich im J. 1748 noch ein Windelmann. Im August trat er sein Amt an, nachdem er 5 und ein halbes Jahr Rector gewesen war. Er fand, wie gesagt, den eigentlichen oder ersten Bibliothekar Franke, mit dem er gemeinschaftlich die äusserst kostbare Bibliothek des Grafen in vortreffliche Ordnung brachte, während er die übrige Zeit zur Vermehrung seiner Kenntnisse anwendete, und er erwarb sich durch Fleiß und geschickte Ausführung der ihm aufgetragenen Arbeiten bald das volle Zutrauen und die Gunst des Ministers. Sein Hauptgeschäft war, Auszüge aus den Geschichtschreibern und Chroniken zum Behuf der Deutschen Reichsgeschichte des Grafen von Büchau zu machen. Mit seinem Amtsgenossen dem Bibliothekar Franke, lebte Windelmann Anfangs in engerer Zurückhaltung; Einer mißtrauete dem Andern, ohne eigentlich zu wissen, warum; erst in den letzten Jahren näherten sich Beyde einander, und schlossen dann eine innige Freundschaft, die bis zu Windelmann's Tode fort dauerte. Auch hier studierte er fleißig vor sich, und fuhr fort die vorzüglichsten Schriften der Alten und Neuen, besonders auch die der Kirchenväter, zu lesen, und seiner Gewohnheit gemäß sich von allem Wissenswürdigen Auszüge zu machen, welche ihm späterhin bey seinen eigenen Arbeiten von grossem Nutzen waren. Da er schon zu Seehausen sich gewöhnt hatte, oft mit zwey bis drey Stunden Schlaf zufrieden zu seyn, so wurde es ihm jetzt um so eher möglich, Amtsgeschäft und Selbststudium in reichem Maße zu verbinden. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er dem erstern genügte, zeigt besonders ein Brief, den er aus Neudorff an den Grafen schrieb. Folgende Stelle ist besonders für seinen genauen Fleiß charakteristisch: „Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, finde aber keine Spur von ältern Geschichten der Stadt Biel. Ausser den Scribenten von der Schweiz findet sich kaum Meldung dieses Ortes. Es finden sich auch weder in Georgisch's Regestis diplomat. noch in dem für Ew. Excellenz gefertigten Indice diplom. Mss. Uebungen, welche die Herrn Engel vermeyntlich aus dem Neuburgischen Archiv mitgetheilte Nachricht bestätigen, oder die vom Stift Basel aus vorgegebenen Schulbekenntnisse widerlegen könnten. In unserm Indice dipl. Mss. habe ich weiter Nichts thun können, als daß ich unter den vom Herrn Landvogt angegebenen Jahren gesucht. Das Register über Georgisch's Regesta aber zeigte mir eine Urkunde, einen Ort (wie er in dem Inhalt desselben vom Lünig Spicileg. Ecol. Cent. III. p. 1226, wo sich die Urkunde befindet, angegeben wird) mit Namen Biel betreffend, welcher Ort aber von dieser Stadt Biel verschieden seyn muß, weil es eine Belehnungssache zwischen Graf Gerhard'en von Mümpelgard und Bischof Berthold'en von Straßburg betrifft. Von einem Orte dieses Namens ausser der Stadt am

Vieler See findet sich nirgend Meldung. In Herzog's Chronica von Elfaß steht bloß der Name Bihel in einem Verzeichniß gewisser Dörter, welche an der Saar liegen. In angezeigter Urkunde heißt es: „Castrum nostrum in Belio cum pertinentiis suis et universa bona nostra in Valle Valentina — viler etc.“ Valentina — viler ist so wenig als dieses Castrum Belium zu finden. Vermuthlich ist es ein jeziger unerheblicher Ort der Grafschaft Mümpelgard.“ Man wird hier an Joh. von Müllers Vorarbeiten zur Schweizergeschichte erinnert, so wie bald durch einen besondern Characterzug Winkelmann's auch an eine innere Aehnlichkeit mit ihm. Doch blieb ihm, ungeachtet so genauer, Mühe und Zeit kostender Arbeiten, bey seinem kaum der Erholung bedürfenden Fleiß Zeit genug übrig, um die ihm neuen Schätze der kostbarsten Werke über Geschichte und Kunst des Alterthums zu studieren, die ihn mit vollkommnern Abbildungen der Antiken bekannt machten, als er sie bisher gesehen, und ihn zum belehrenden Anblick der Antiken selbst in Dresden vorbereiteten. Und wahr ist's, Winkelmann fühlte oft lebhaft, daß es seine Bestimmung nicht sey, Auszüge aus Büchern zu machen, und Materialien für Andern zusammenzutragen ohne jemahls selbst etwas Eigenes zu schaffen. Die Nähe Dresdens, das er bereits 1738 als Student von Halle aus besucht hatte, und der herrlichen Kunstschätze, deren Genuß ihn jetzt öfter nach der Residenz zog, weckten seine Liebe zur Kunst, die aus Mangel an Nahrung so lange in ihm geschlummert hatten, stärker als je. Er machte mit einigen auf der Gallerie arbeitenden Künstlern Bekanntschaft, und faßte den Vorsatz, sich noch practisch in der Kunst zu üben; aber er ward bald inne, daß er bereits zu alt sey, um darin noch Etwas zu leisten, und daß er seine Neigung zur Kunst auf das theoretische und geschichtliche Studium derselben beschränken müsse. Nun brachte er die freyen Tage, welche seine Berufsarbeiten in Nürnberg ihm übrig ließen, meistens in Dresden auf der Gallerie zu, wo er sich den Eintritt auch an den Tagen, wo sie verschlossen war, zu verschaffen gewußt hatte. Dort machte Winkelmann auch die Bekanntschaft Kippert's und Hagedorn's, zweyer berühmter Kunstkenner, deren Umgang und Kunstsammlungen ihm sehr lehrreich waren. Besonders wichtig und entscheidend aber war für ihn des Malers Deser nähere Bekanntschaft und freundschaftlicher Umgang. Endlich ertrug seine Gesundheit die Anstrengungen nicht. Er wurde matter, zehrte sich ab, es zeigten sich die Symptome anhaltender entkräftender Nachtschweife. Lange hatten wohl die Dankbarkeit gegen den Grafen, und die Freude über den Reichthum an Hülfsmitteln, seine Kenntnisse zu bereichern, in Winkelmann das alte Gefühl der Sehnsucht nach etwas noch nicht Erreichtem nicht aufkommen lassen. Er hielt sich zufrieden mit seiner Lage, und hätte sich gewiß undankbar gehalten, wenn er es nicht gewesen wäre. Allein dieser Abfaß seiner körperlichen Kräfte nöthigte

ihn zu Unterbrechungen seiner Arbeit, in welchen ihm der ungeschwächte Geist und die lebhafteste Einbildungskraft Bilder eines für seinen Körper günstigen, und der besondern Richtung seines Geistes zusagendern Zustandes vorhielten. Darcin mischte sich das Sehnen nach Freundschaft im engern und höhern Sinne des Wortes, was bey solchen Characteren an Feuer und Sehning die Sehnsucht nach Liebe übertreffen kann. Hier ist der oben erwähnte Berührungspunct zwischen ihm und Joh. von Müller, dessen Briefe an Bonstetten einen Beleg für die Bemerkung enthalten, daß ein leidenschaftlicher Enthusiasmus in der Freundschaft nicht mit den Zeiten des Alterthums aus der menschlichen Natur verschwunden ist. In diesem Zustande einer keimenden Unzufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Lage traf unsern Winkelmann der päpstliche Nuntius am Sächsischen Hofe, der nachherige Cardinal Archinto. Er besuchte die Bibliothek des Grafen Büchau, wurde von Winkelmann geführt, und mußte über die an Umfang und Gründlichkeit seltenen Kenntnisse Winkelmann's staunen. Er sah von dem Bibliothekar auf die Person Winkelmann's, und fühlte Theilnahme, daß ein solcher Mann unter solchen Arbeiten seine Kräfte verzehren, und, ohne nach Maß seiner Talente gewirkt zu haben, wieder von der Welt abtreten sollte. Welche Art der Wirkksamkeit er ihm freylich in's Besondere anzudeuten gedachte, wird sich weiterhin zeigen. Er warf ihm den Gedanken hin: „nach Italien müßten Sie reisen,“ und Winkelmann faßte diesen Gedanken begierig als eine Lösung der dunkeln Räthsel auf, die ihn von Jugend auf beunruhigt hatten. Der Nuntius kehrte nach Dresden zurück, ließ aber von jetzt an unsern Winkelmann nicht aus dem Gesicht, der nicht selten dorthin kam, und seine Freunde Heyne, Hagedorn, Lippert und Deser besuchte. Heyne war damals Aufscher der Bibliothek des Grafen von Brühl, und bald durch gemeinschaftliche Arbeiten an ihr gezogen. Der einjährige Krieg brachte sie eine Zeitlang ausser Verbindung, die erst da von Neuem geknüpft wurde, als Winkelmann in Rom und Heyne in Göttingen war. Es war des ruhmvoll bekannten Münchhausen's Verdienst, einen Briefwechsel unter ihnen zu erleichtern. Auf Hagedorn wurde Winkelmann durch einen Bogen seiner *Eclaircissementes historiques* aufmerksam, die er einmahl eben in der Druckerey fand. Er suchte ihn auf, und wurde auf Immer sein Freund. Lippert konnte unserm Winkelmann nicht lange unbekannt bleiben, und Winkelmann verehrte in ihm einen Lehrer, so wie einen Mann von alteutschem redlichen Herzen. Deser's Bekanntschaft verdankte Winkelmann das Meiste. Dieser geniale feurige Künstler, der damals in der Blüthe seines Streben war, führte ihn eigentlich in das Heiligthum der Kunst ein, öffnete seinem Auge die künstlerische Ansicht ihrer Werke, und entzündete in ihm den Enthusiasmus für das Ideal des Schönen, welches zwar durch das Studium der alten Classiker

in seiner Phantasie bereits geweckt, aber noch zu keiner bestimmten Anschauung entwickelt war. Unter dieses Künstlers Leitung fieng er an die verschiedenen Schulen der Kunst, den eigenthümlichen Character der Künstler und ihrer verschiedenen Manieren zu studieren; und die Ideen und Resultate des practischen Studiums, welche Deser ihm mittheilte, gaben seinen Ansichten und Urtheilen die erste Richtung. Der trübe Gesichtskreis, in welchem bisher die Zukunft dunkel und ungewiß vor ihm lag, heiterte sich auf, und er sah nun das Ziel seines künftigen Strebens und Wirkens bestimmt und entschieden vor sich. Italien, der Künste Vaterland und Wohnsitz, war von nun an der einzige Gegenstand seiner Wünsche, und bald zeigte sich ihm ein Schimmer von Möglichkeit, dereinst dahin zu gelangen. Was unserm Winkelmann besonders zum Vortheil gereichte, war, daß er in Deser's Hause zu Dresden von der Niederlegung seines Amtes beym Grafen bis zu seiner Abreise nach Rom lebte. Ehe es aber so weit kam, hatte Winkelmann noch so manche Kämpfe zu bestehen. Einmahl blieben die Anträge des Runtius zu unbestimmt, ja sie schienen ihm fast unbestimmter zu werden, als er schon angefangen hatte, sich auf sie einzulassen. Sie werden eine anständige Stelle bekommen, es soll ihnen an Nichts fehlen, waren die gewöhnlichen Antworten, wenn Winkelmann fragte. Der Runtius hatte ihn dem Cardinal Passionei empfohlen, aber Winkelmann wußte kaum recht, wozu. Er äussert deshalb in einem Briefe an seinen Freund Berendes die Besorgniß: der Cardinal könne sich nicht vielleicht die Mühe geben, ihn zu explaniren, und glaube etwa, er müsse erst in Rom die Routine lernen, ehe man ihn gebrauchen könne. Diese Besorgniß erhält allerdings dadurch Grund, daß ihm der Runtius seinen Wunsch äussert: er möchte Etwas schreiben, wodurch er der Welt einen Vor-schmack von dem geben könnte, was sie künftig von ihm zu erwarten das Recht, und er ihr zu leisten das Talent hätte. Er wählte, durch Gespräche mit Deser veranlaßt, zum Gegenstande: Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Kunstwerke. Die Schrift fand grossen Beyfall, aber viels leicht eben deshalb auch einige hämische Tadler, die aus dem Mangel aller Citaten den sichersten Schluß auf den Mangel eigentlicher Gelehrsamkeit machen zu müssen meynten. Winkelmann lieferte als Beylage jener Schrift ein Sendschreiben, um jene Critiker zurecht zu weisen, worin er im Citiren desto verschwenderischer war, und das in Lessingischer scherzender, fast spottender Manier. Der zweyte Kampf war der mit seinem Herzen. Er fühlte, daß es dem Grafen von Büнау undankbar dünken könne, wenn er, der so viele Beweise von Huld und Liebe von ihm erfahren, der seinem Verhältnisse mit ihm einen so bedeutenden Theil seiner höhern Ausbildung zu danken hatte, ihn und sein Geschäft, so unsicherer Aussichten wegen verlassen wollte. Denn wie war es möglich, dem Grafen

das Drängen und Treiben seines Herzens als ein Motiv seiner Handlungsart anschaulich zu machen, und sich in dieser Hinsicht eine vollkommene Rechtfertigung auszuwirken? Dieß fühlte Winckelmann tief, und hieraus müssen wir uns wohl hauptsächlich die Verworrenheit und tiefe Demüthigung erklären, welche in dem Briefe (dem 5. der Dabendorfschen Sammlung) an dem Grafen von Büchau steht, worin er ihm seinen Entschluß ankündigt. Zuerst führt er seine Kränklichkeit als Ursache an, dann das Verlangen nach Freundschaft, worüber er sich in der an und für sich schönen Stelle ausdrückt: „Ich habe die Freundschaft, die größte aller menschlichen Tugenden, als das größte Glück, wohin die Menschheit nach meiner Einbildung streben kann, sehr zeitig zu schätzen angefangen; nicht die Freundschaft, die Christen üben sollen, sondern diejenige, welche nur allein in einigen wenigen Beispielen des Alterthums bekannt ist. Dieß Glück ist den Großen in der Welt unbekannt, weil es nicht anders als durch Verläugnung alles Eigennuzes und aller fremden Absichten kann errungen werden; es erfordert eine Philosophie, welche Armuth und Noth, ja den Tod selbst nicht scheut:

Non ille pro caris amicis

(Aut patria) timidus perire

und ich halte mein Leben für Nichts ohne Freund, der mir ein Schatz ist, welcher nicht theuer genug erkaufet werden kann. Auf diesen großen Grundsatz zielt meine Veränderung ab, und hierüber rufe ich die wenigen Menschen zum Zeugen.“ Endlich sucht er seinen Vorsatz aus der Ueberzeugung zu erklären, daß der Mensch die kurze Zeit seines Lebens eben so sehr zur möglichst vielseitigen Entwicklung seiner Kräfte als zur ausgebreitetsten Wirksamkeit nützen müsse; daß er daher sich nicht begnügen dürfe, seinen Geist mit Dingen, die nur das Gedächtniß in Bewegung erhalten, zu beschäftigen. Er beschließt diesen Brief mit Entschuldigungen eines Schrittes, der die Bedingung seiner Versetzung nach Rom, aber die Quelle neuer Kämpfe war; das Entgegenkommen des Runtius war nämlich nicht reines Interesse an Winckelmann's Person gewesen. Nicht der Alterthumsforscher wurde von ihm gewünscht, und nicht in dieser Absicht wollte man ihn in eine angemessnere Thätigkeit setzen, sondern der ausgezeichnete, kenntnißreiche Kopf war willkommen, um an ihm einen tüchtigen Herold der Katholischen Kirche zu gewinnen. Deshalb war gleich das zweyte Wort nach dem Antrage gewesen: Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Katholischen Kirche. Lange hatte Winckelmann geschwankt, diesen Schritt zu thun, hatte einmahl schon die Verbindung mit dem Runtius wieder aufgegeben; endlich siegte jedoch Italiens Reiz — er wurde Katholik. Biel hat man sich in der Folge den Kopf zerbrochen, Winckelmann's Handlungsart zum Theil psychologisch zu erörtern, zum Theil moralisch zu entschuldigen. Daß die Idee in der kurzen Lebensbeschreibung von der Kunstgeschichte die bey Weitem lächerlichste

ist: Winckelmann sey durch zu fleißige Lectüre der Kirchensväter katholisch geworden, bedarf keiner Erörterung. Aber auch Morgenstern's Rede über Winckelmann faßt, so tadelnd sie jene Aeußerung und Gurlitt's Bemerkungen berührt, den so ernsten, energischen Character nicht ganz, obgleich eine angezogene Stelle aus einem Briefe Erdmannsdorf's an Huber dazu hätte führen können. Eine unbefangene Vergleichung aller der Briefe in den vorhandenen Sammlungen, welche über diesen Gegenstand sprechen, können hier allein zu einem richtigen Urtheil führen, was uns wohl allein in der Göthe'schen Schrift: Winckelmann und sein Jahrhundert, gegeben ist. Ueber seine Bestimmung bey dem endlichen Entschlus giebt uns nämlich die bestimmteste Auskunft ein Brief an seinen Freund Berendes vom 6ten Januar 1753 (der 3. in Göthe's Sammlung). Hier schreibt Winckelmann: „Eusebia und die Musen sind hier sehr streitig bey mir; aber die Partey der Letztern ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Falle thun sollte, tritt ihr bey. Sie ist bey mir der Meynung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Sauleleyen hinsehen: der wahre Gottesdienst sey allenthalben nur bey wenigen Ausgewählten in allen Kirchen zu suchen. — Ich handle mit dem Pater N. als mit einem ehrlichen Manne, der mein Bestes zu suchen vorgiebt: ich würde tüchtiger, der Welt zu dienen, folglich vollkommener, und als ein Christ ein vollkommenerer Christ. Wohlthaten müssen wahrhaft reellere Endzwecke zum Grunde haben: ich glaube, daß ich berechtigt bin, dieses Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten, und so bey mir und nicht anders anzunehmen. In Pflichten, die weiter als die Vernunft gehen, halte ich mich nicht gebunden zu seyn. Also glaube ich nicht den P. durch meine Reservationes mentales zu betrügen; ich kann dieselben durch der Jesuiten eigene Lehren von diesem Puncte, welche bekannt sind, vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen; wir schließen dann von Gott auf uns und wechselseitig. Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinct; demselben mußt du und ich, aller Widerseßlichkeit ungeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben: wie würden wir Phaeton, Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren! — Ich habe rechtschaffen, und seit meinen akademischen Jahren (menschlich zu reden) unsträflich gewandelt. Ich bin treu gewesen, ohne Absichten; ich habe gearbeitet, ohne Schein einer Gefälligkeit; Gott hat mir Leben und Gedeihen gegeben. Ich habe mein Gewissen rein gehalten; wie sollte ich es verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthigt, ihm und seinen Glaubensgenossen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, bezupflichten? Ich glaube, ich würde eben so wenig sündigen, als es ein Pros

fessor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formulam concordiae unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben, oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, um Professor zu werden, und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger." Diese Worte bedürfen keiner Erklärung. Wenn nun aber Morgenstern meynt: ein Mann von Winckelmann's strenger Gewissenhaftigkeit könne eine solche Religionsveränderung ohne alle Zweifel über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens, ohne alle Unruhe darüber, ob man auch nur mit den äussern Formen des Heiligsten der Menschheit spielen dürfe, um gewisse Zwecke für sich zu erreichen, vornehmen; so irrt er sich doch sehr. Schon die Aeußerung Winckelmann's: er würde bey'm Leben seiner Aeltern diesen Schritt nicht gethan haben, um sie nicht zu kränken, zeigt von seinem Zartgeföhle. Aber noch mehr müssen uns andere Stellen seiner Briefe von einer gewissen innern Unruhe daneben überzeugen. Ich will hier nicht auf einige Stellen im 5. Briefe an den Grafen von Bünau ein zu grosses Gewicht legen, worin er sagt: „Ich habe mich Dero ferneren Geduld mit mir unwürdig gemacht; ich stehe aber Dero Herz voll Güte und Gnade an, mich wenigstens zu hören. Gott, der Gott aller Zungen und Völker und Secten, lasse Ew. Excellenz wiederum Barmherzigkeit wiederfahren. — Ich falle Ew. Excellenz demüthigst zu Füßen. Ich lasse mir nicht einfallen, mich Denenselben persönlich zu zeigen; allein ich hoffe dennoch, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersehen, werde noch zuletzt wenigstens menschlich über mich urtheilen. Wo ist der Mensch, der immer weise handelt? Die Götter, spricht Homer, geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil von Vernunft. Der Entwurf, den ich mir gemacht, kann, von einer andern Seite betrachtet, thöricht, verworren, ja Vielen gottlos und abscheulich scheinen. Ein erleuchtetes Auge, wormit Ew. Excellenz, nach dem Bilde der Gottheit, das Ganze der Dinge anzusehen pflegen, würde mich leicht zu entschuldigen finden können. Scham und Betrübniß erlauben mir nicht Mehr zu schreiben. Ich glaube eine ewige Vergeltung, die sey Ew. Excellenz grosser Lohn. ic." Diese Stellen zeigen, wie Göthe sehr treffend sagt, von einem niedergedrückten, in sich befangenen Gemüthe, was kaum an seinen erhabenen Beschützer hinauf zu sehen wagt. Sie sind Winckelmann's unwürdig, und lassen sich wohl nur aus seiner damaligen Kränklichkeit und aus dem verworrenen Kampfe tausend widersprechender Geföhle seines Herzens entlehnen, mit denen er jenen Brief aufsetzen mochte. Aber beweisender sind einige Stellen in demselben Briefe an seinen Freund Berendes, worin er ihm seine Religionsveränderung anzeigt. Schon der Anfang: „Niemahls ist mir ein Brief saurer, als dieser geworden. Ich befürchte endlich, nach so vielseitigem Widerrathen, Deinen Zorn und Ungnade, Theuerster aller Freunde." Noch mehr gegen das Ende:

„Bisher habe ich nicht eigentlich gewußt, was es in Rom werden würde. Nunmehr ist mir's eröffnet; mir wird angst und bange. Meine Triebe, Freundschaft und Dankbarkeit, sind in mir grausam wider einander empört. Oft verwerfe ich, was ich verlangt; dann verlange ich wieder, was ich verwerfe. Ich bin in großer Unruhe, die Sache ist zu weit gekommen.“ Und dann der Schluß: „Mich verlangt mehr als jemahls nach Deiner Antwort, welche ich mit bebenden Knochcn erbrechen werde.“

— Ich wüßte nichts Treffenderes zu sagen, um Winckelmann's Stimmung erklärlich und anschaulich zu machen, als was der Verfasser der Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's in Göthe's Schrift sagt: „Winckelmann gelang die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können, nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen, völlig harmonisch ist, ja zur Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen in Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bey uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir noch außer hier und da Brüche finden, wo wir noch immer eine ganze Zahl zu sehen glauben. Und so erscheint auch Winckelmann bey seinem vorgehabten Schritte besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens bedenkt! Denn es bleibt freylich ein Jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint, ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über Alles zu schätzen wissen, und um so mehr schätzen, als sie sämtlich in Parteyen getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. — Abfall bleibt verhaßt, Wankelmuth lächerlich.“ — Uebrigens wurde alle Unruhe über dieses Uneinsgewordenseyn mit sich selbst und mit der Welt durch die zu lebhaften Wünsche nach Rom, und durch sein festes Vertrauen in die Denkungsart und die gütigen Gesinnungen des Runtius gegen ihn überwogen. Die bittere Erfahrung einer Täuschung in der letztern Absicht legte daher dem guten Winckelmann noch eine härtere Prüfung auf, ehe er zum Gesnuß gelangte. Schon als er seinen Proseß thun sollte, merkte er, wie sehr man wünsche, damit ein öffentliches Schauspiel zu treiben, und sich sehr ungern entschloß, die Handlung in der Kapelle des Runtius zu verrichten. Es wurde ihm Alles noch klarer, da der Runtius die Freude nicht verbergen konnte, wenn er ihn selbst in Rom einführen könnte. Winckelmann schämte sich in der bloßen Vorstellung eines solchen Aufzuges, und verrieth wohl seine Gefühle: die neuen Forderungen bestimmter Anträge, so wie die Abreise des Runtius ohne ihn, was

ren wohl die unmittelbare Folge. Man fieng nämlich an ihm zu mißtrauen, glaubte mit ihm bey einer zweifelhaften Anhänglichkeit an die Katholische Kirche wenig Ehre einzulegen, und hielt es nöthig, sich zuvor sicherere Proben davon zu verschaffen. Ein eben gegenwärtiger Fall bestimmte die Wahl dieser Probe. Ein gewisser Rothfischer hatte nämlich gerade die Katholische Kirche verlassen, und war zur Lutherischen Religion übergegangen. Dieser ließ es nicht an Spott- und Streitschriften gegen den Catholicismus fehlen, die um so geneigter aufgenommen wurden, da sie Facta enthielten, und der Verfasser als ein Kenner der Dinge galt. Nichts konnte daher den Katholischen Geistlichen wünschenswerther scheinen, als einen Gegner von Talenten aufstellen zu können, der aber freylich die Bewegungsgründe zu seinem Zurücktreten in den Schoß der Katholischen Kirche etwas allgemeiner faßte, als er sie gefühlt hatte, und der den Werth des Katholischen Glaubens in ein recht glänzendes Licht stellte. Bald kamen sie also mit diesem Antrage heraus, empfahlen ihm dazu die fleißige Lectüre der Kirchenväter, die ihm ja bey seiner Kenntniß der Griechischen Sprache keine Schwierigkeit machen könne, und baten um eine baldige Vollführung dieses Auftrages, wodurch er nicht minder seinen Ruhm und Vortheil bezwecken, als das allgemeine Wohl der Kirche fördern werde. Winckelmann war außer sich über diesen Antrag, eilte zu seinem Freunde Deser, öffnete ihm sein Herz, und beklagte sich bitter über sein Schicksal. Deser sprach ihm Muth ein, und unterstützte ihn kräftig mit Vorschlägen, seinen Wunsch, nach Italien zu gehen, auf andere Weise zur Erfüllung zu bringen. Winckelmann widmete sein Werk über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst dem Könige von Pohlen, und bewirkte auch zugleich durch des Paters Rauch Empfehlung eine Audienz bey dem Könige. Der König hörte die Schrift rühmend, und fand an dem Gespräche mit dem Verfasser so viel Gefallen, daß er fest den Entschluß faßte, dem geäußerten brennenden Wunsche nach Italien Vorschub zu leisten. Er äusserte diesen Entschluß gleich nach seinem Weggange von ihm durch die sehr bekannt gewordenen Worte: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen,“ und hielt Wort. Hätten indessen die Katholischen Geistlichen, und selbst der König, so manchen Brief gelesen, den Winckelmann eben während dieser Zeit an seinen vertrauten Freund Berendes schrieb; schwerlich würden sie sich seiner noch ferner angenommen haben. So schreibt er einmal: „Ich betheure bey unserer heiligen und ewigen Freundschaft, mein Bruder! Wenn ich einen andern Weg wüßte, des Umganges eines einzigen Freundes zu genießen, ich wölte ihn wählen. Was mache ich mir aus dem Hofe und den hundsfüßlichen Pfaffen.“ Und in einem späteren Briefe: „Anfänglich da mich einige Keger, die mich kennen, in der Messe knien sahen, habe ich mich geschämt; allein ich wurde dreister. Mein

Vater hat, wie ich nunmehr anfangen zu merken, seinen Katholiken aus mir machen wollen: er hat mir ein gar zu dünnes empfindliches Beinleder gemacht, als man haben muß, mit guter Grazie katholisch zu knien: ein Stück von seinem büßselmäßigen Knierriemem hätte er dahin füttern sollen. Im Winter habe ich meinen Manchon untergelegt; im Sommer werde ich bloß darum ein Paar Schlaghandschuh bey mir führen müssen, um andächtig zu knien. Ich merke, es fehlt mir noch sehr Viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die linke zum grossen Aergerniß derer, die neben mir sind; ich glaube gar, die heiligen Väter haben auf einem Concilium einen wichtigen Canon darüber entworfen. Die Aschermittwoche bin ich eingäschert worden: ich zuckte aus Furcht, es unrecht zu machen, mit dem Kopfe, und der geheiligte Dreck wäre mir beynabe in's Maul geschmiert worden. Ich habe auch von Neuem gebeichtet, lauter schöne Sachen, die sich besser in Latein, als in der Frau Muttersprache sagen lassen. Man hat hier Gelegenheit mit Pertrania und Mantoli zu sprechen: je natürlicher, je aufrichtiger. Sieben Vaterunser und sieben Ave Maria sollte ich beten. In der ersten Beichte waren es zwey von jeder Art mehr, und mit Recht. Du siehst daraus, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist. Zum Unglück kann ich das Ave nicht beten. Paternoster brauche ich nicht: es kommt aus der Mode bis auf die Böhmen." Zum Theil hatten aber gewiß diese und ähnliche Aeußerungen erst ihren Grund in dem Unwillen, den Winckelmann bey dem ewigen Hinhalten mit Aussichten und Versprechungen empfinden mußte, der oft in Verzweiflung und Sehnsucht nach dem Tode übergieng. „Mein Gott, ruft er einmahl aus, ich wollte sehr gern sterben, mit grosser Wollust meiner Seele sterben.“ Bald rafft sich dann freylich die eigenthümliche Stärke eines solchen Geistes wieder auf, und er sagt ruhiger: „Ich will meinem Schicksal freye Hand lassen. Die besten Jahre sind vorbei, der Kopf wird grau, und die Hefen von meinem Leben verdienen es nicht, gar zu viele Ueberlegungen anzustellen.“ Auch war nun das Ziel seiner Leiden erschienen. Der König setzte ihm eine Pension von jährlichen 200 Thln. aus, um in Rom frey von bindenden Geschäften studieren zu können. Der P. Rauch legte ihm die Vermuthung nahe: die Pension sey von ihm, allein das ganze Verdienst desselben soll nur in der öftern Erinnerung an Winckelmann bey dem Könige bestanden haben. Königlich möchte man nun freylich die Pension selbst nicht nennen, zumahl da sie nur auf zwey Jahre bestimmt war; allein der genügsame Winckelmann war doch darüber herzlich erfreut, und versichert in einem Briefe: in Rom sey diese Summe so gut, als das alterum tantum anzusehen. Er war von jetzt an nur mit dem Gedanken an seine Abreise beschäftigt, und sein sehnlicher Wunsch nach Italien war ungemischter, da das Vaterland für ihn keine fesselnden Reize

hatte. „Mein Vaterland, schreibt er, vergesse ich gern, wo ich wenig Vergnügen gefunden habe, und da die erste schöne Hälfte meines Lebens in Kummer und Arbeit vergangen, so will ich auf die letztere kein Absehen von Weitläufigkeit richten.“

Im September 1755 reiste er endlich von Dresden ab, und gelangte am 18. November nach einer Reise von 8 Wochen gesund in Rom an. Er machte zunächst seinen Weg über Eger, Amberg, Regensburg, Neuburg bis Augsburg. Die letzte Station bis Augsburg machte er zu Fuße. Hier suchte er nun Gelegenheit bis Italien, die ihm aber dadurch erschwert wurde, weil eben die Jesuiten zur Wahl eines neuen Generals ihres Ordens in grosser Zahl nach Augsburg gekommen waren, und alle Wagen in Beschlag genommen hatten. Endlich machte er sich aus Noth mit einem Castraten, einem Manne und seiner Frau und zwey kleinen Kindern in einer hinten und vorn sehr beladenen Kutsche auf den Weg über Innsbruck, Hall, Brixen, Bogen, Trident, Salustro und Maestro. Von letztem Orte nahm er eine eigene Gondel, die ihn nach Venedig uerführte. Am Meisten ergötzte ihn auf diesem Wege die Reise durch Tyrol. „Ich bin freudiger gewesen, sagt er, in einem Dorfe, mitten in einem Kessel von Gebirgen mit Schnee bedeckt, als selbst in Italien. Man hat nichts Wunderbares, nichts Erstaunendes gesehen, wenn man nicht dieses Land mit demjenigen Auge, mit welchem ich es betrachtet habe, gesehen hat. Ueber die höchsten Gebirge geht ein Weg, wie in der Stube. Die Tyrolischen Bauern stehen mit eisernen Hämmern und schlagen die Bruchsteine entzwey, um sie zu Kies zu machen. Ich habe einen grossen Bach an 200 Klaftern aus einem Berge herunter schiessen sehen bey Salurno — ich habe den Ursprung von der Etsch gesehen!“ Weniger ergriffen wurde er von Venedig. „Der erste Blick reißt wohl mit fort, erzählt er seinem Freunde; aber die Verwunderung verliert sich. Die Peterskirche in Rom ausgenommen, giebt es in Venedig schönere Kirchen, der Aussenstücke nach. Auch sind die Venetianischen Kirchen reicher an Gemälden, aber nur aus der Venetianischen Schule. Das Beste ist aber, daß kein einziges mit einem Vorhange, wie Hauptstücke in Bologna und Rom. — Dennoch, fügt er hinzu, die Verwunderung nimmt bald ab. Die besten Häuser befanden sich am grossen Canal, und man muß eine Gondel besteigen, wenn man sie sehen will. Die übrigen Straßen sind zum Theil so enge, daß nicht zwey Menschen neben einander gehen können, und die Häuser sind hoch, aber sehr lumpicht und schlecht.“ Von Venedig gieng er zu Wasser nach Bologna ab. Von Bologna aber bis Rom von zwey Mauleseln gezogen. Die letzte Reise vollendete er innerhalb 12 Tagen. Er klagt von dieser Reise: „Je näher an Rom, je schlechtere Betten, daß die Schulterblätter des Morgens schmerzen.“ Auch will er bey der Annäherung an Rom die zunehmenden Anzeigen ungesunder Luft bemerkt haben. „Zweyen aus der Gesellschaft, sagt er, war

der Mund des Nachts so sehr aufgelaufen, daß sie den ganzen Vormittag das Gesicht verbunden hatten." Ohne Zweifel schloß er zu Viel aus dieser Beobachtung; denn ohne andere Gründe und Veranlassungen möchte wohl die bloße Annäherung an Rom nicht solche Erfahrungen hervorbringen können. Merkwürdiger ist, was er von der Gegend um Rom sagt. „Traurige Ansichten. Eine wahre Einöde, wo man kaum einen Baum findet. Hier und da ranken Weinreben auf dem Acker von selbst fort; aber man sieht keine Einwohner bis zu den Landhäusern von Rom." Au dem Zollhause (der Dogana) von Rom, wo jeder Einreisende seine Koffer durchsuchen lassen muß, wurden ihm verschiedene Bücher genommen. Er erhielt sie jedoch nach einigen Tagen zurück, auffer den Voltairischen Werken, die man zurückbehielt, bis sie nach 3 Wochen durch einen Freund ihm gleichfalls wieder geschickt wurden. Er leitet dieses Verfahren in einem Briefe an Berendes von der Befolgung einer Maxime, die er bey seinem Eintritt in Italien genommen, her — die Nation, so wie sie es grossentheils verdiene, sehr niedrig zu behandeln. In Rom selbst besuchte er zuvörderst den Gouverneur, der sich seiner Ankunft freute, ihn aber sogleich durch Vorstellungen und Bitten zu seinen besondern Absichten zu brausen gedachte. Allein Winckelmann war jetzt bekannt genug mit diesen Kunstmitteln der katholischen Welt. Er faßte den Entschluß, nicht wieder zu ihm zu gehen, und unter jeder Bedingung sich frey und unabhängig zu erhalten. Die größte Erleichterung seines ersten Aufenthalts in Rom erhielt er durch einen Brief, den ihm sein Freund, der Hofmähler Dieterich, an Mengs, der damals unter dem Titel eines ersten Mahlers des Königs von Pohlen in Rom war, mitgegeben hatte, und worin Mengs gebeten wurde, unsern Winckelmann als seinen besten Freund anzusehen. Er brachte bey Mengs die meiste Zeit zu, und wurde durch ihn an allen den Orten bekannt, wo es ihm zu seinem Zwecke förderlich seyn konnte. In seiner schriftlichen Erlaubniß, die Römischen Kunstwerke zu nützen, und besonders das Capitol zu besuchen, wurde er als Mahler der Sächsischen Nation aufgeführt, und war in diesem Gebrauche und Besuche höchstfrey. Seine Ansichten der Kunst wurden dadurch schon in den ersten Wochen so sehr verändert, daß er bereits in einem seiner ersten Briefe nach Deutschland schreibt: „Ich habe erfahren, daß man halbsehend von Alterthümern spricht aus Büchern, ohne selbst gesehen zu haben; ja ich habe schon mehrere Fehler eingesehen, die ich begangen habe." In Absicht der Bibliotheken wurde er Anfangs weniger befriedigt; theils fand er nicht die Banausische Auswahl, theils nicht die unbeschränkte Freyheit im Gebrauche. Eine Bekanntschaft mit dem ersten Arzte des Papstes brachte ihm zu Anfange des J. 1756 eine Audienz bey Benedict XIV. zu Wege. Dieser, Einer der gelehrtesten Päpste, versprach unserm Winckelmann, ihn in allen seinen Ansuchen zu unter

stützen, und den Zwecken seines Aufenthalts in Rom zu ge-
 nügen. Zugleich dispensirte er ihn vom Zuktus. Winckelmann
 nützte die erhaltenen gnädigen Anerbietungen, und bat sich durch
 den Arzt, der ihn empfohlen hatte, den freyen Zutritt zu den
 Griechischen Manuscripten im Vatican aus, wozu ihm auch
 sogleich Hoffnung gemacht wurde. Von der Audienz beym Paps-
 te hatte er überdieß den Vortheil, daß man ihn mit einer ge-
 wissen Auszeichnung zu behandeln anfing, indem man seinen
 Einfluß beym Papste zu hoffen, nicht zu fürchten wünschte.
 Jetzt wurde er auch dem Cardinal Passionei vorgestellt, welcher ihn
 in seine Bibliothek führte, die er der ihm bekanntern Nötheniz
 ger vorzüglich ähnlich fand, vielleicht schon deßhalb, weil
 wirklich der Cardinal die Catalogen des Grafen Büнау schätzte
 und nützte, und also wohl seiner Bibliothek eine Ähnlichkeit zu
 geben gesucht hatte. Wenn es jetzt für Winckelmann noch
 möglich gewesen, unbestimmt, wie sonst, unter den Gegenstän-
 den des menschlichen Wissens umherzuschweifen, so hätte gewiß
 der öftere Umgang mit Mengs seinen Eifer und seine Wissbeg-
 ierde an das Fach gefesselt, dem sein Genius ihn bisher un-
 bewußt zugeführt hatte. Er war fast den ganzen Tag bey
 Mengs, aß und trank bey ihm, hatte sogar Bücher und Schrift-
 ten in seinem Zimmer. In der That bewirkte der beständige Um-
 gang mit einem solchen Künstler, sich durch tieferes Forschen
 im Gebiet des Schönen und Erhabenen, und besonders des Wis-
 ses der Griechischen Kunst, auszuzeichnen. Studium der Gries-
 chischen Sprache und Studium der Kunstwerke füllten daher,
 fast ohne alle Abgleitung in ein anderes Gebiet, seine Geschäfts-
 stunden. Im März 1756 machte er den ersten Entwurf zu sei-
 ner Geschichte der Kunst des Alterthums; er wollte ihr
 damahls nicht die spätere Ausdehnung geben, sondern sie sollte
 den Titel: Ueber den Geschmack der Griechischen Künstler,
 bekommen. Was der Kenner schon damahls erwarten konnte,
 leuchtet aus folgender Stelle eines Briefes an seinen Freund
 Franke in Nötheniz: „Ich muß zuvor viele alte Scribenten
 durchgehen — welches mit Pausanias geschehen. Die Arbeit
 beschäftigt mich dergestalt, daß ich, wo ich gehe und stehe,
 daran gedenke. Ich habe ein gewisses Geld, wie gewöhnlich,
 gegeben, um den Laokoon und Apollo, wenn ich sie brauche, zu
 sehen, um meinen Geist durch das Anschauen dieser Werke des
 so mehr in Bewegung zu setzen. Belvedere ist eine starke Bier-
 telmeile von meiner Wohnung. Ich werde aber den Schluß
 nicht machen können, ehe ich nicht Neapel gesehen; denn die
 Zeit, in welcher diese Statuen gearbeitet sind, wird durch Ver-
 gleichung der Herculianischen, wo möglich, bestimmt werden.
 Meine erwähnten Beschäftigungen machen, daß ich mich von
 Neuem dem einsamsten Nachdenken überlassen und mich der Ges-
 ellschaft entziehen muß. Die Beschreibung des Apollo erfors-
 dert den höchsten Styl, eine Erhebung über Alles, was menschs-
 lich ist. Es ist unbeschreiblich, was der Anblick desselben für

eine Wirkung macht u. s. w." Darf man nach einem mit so viel Fleiß und diesem Enthusiasmus gemachten Anfange etwas Anderes, als das in der Folge Geleistete, erwarten?

Nur zum Ziel ließen ihn noch immer manche Hindernisse so leicht nicht kommen. Der Gebrauch der Römischen Hülfsmittel war doch immer auch nach erhaltener Erlaubniß kostbar, und Geld war es noch immer nicht, was Winckelmann über Bedarf hatte. Die versprochenen Protectionen und Agentenschaften blieben noch immer rückständig, und so entstand in ihm ein Gemisch von Gefühlen, welches gewiß nur zu oft den Flug seiner Phantasie hemmte. Sehr richtig schließt er oft seine Klagen darüber mit den Worten: „Die Bekanntschaft mit Mengs ist mein größtes Glück in Rom.“ Das war sie ihm gewiß in jedem Sinne. So weiß das Schicksal immer wenigstens Einen Halt zu geben. Daß er diesen bedurfte, können wir hinlänglich schließen aus seinen Klagen und aus seinen Befürchtungen. Noch im Julius 1756 schreibt er es von dem Empfange eines zwenten Wechsels von 100 Thlen., und fügt hinzu: Er fürchte, daß die Freude in Italien mit ihm ein baldiges Ende nehmen könne, und daß er, wenn der König oder der Beichtvater sterben sollte, aus Italien zu Fuße werde wandern müssen. Er fügt hinzu, daß er seine Stelle in Röhrenitz wieder suchen werde, wenn ihm dieser Rückgang anders offen stünde. Wenn uns dergleichen Aeußerungen betrüben und beugen, so erhebt uns bald wieder ein frohes Gefühl, wenn wir die innere Kraft des gemeinen Mannes in ihrer Freiheit über die Hemmungen des römischer Beschränkung hervortreten sehen. Unmittelbar nach seinen Klagen schreibt er: „Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein Wenig zu öffnen: ich rede nur von Künstlern; denn alle Cavaliere kommen als Männer her, und gehen als Esel wieder weg; dieses Geschlecht der Menschen verdient nicht, daß man sie unterrichte und lehre. Einer gewissen Nation ist Rom gar unerträglich. Ein Franzose ist unverbesserlich; das Alterthum und er widersprechen einander. Es ärgert mich, daß ich aus Gefälligkeit einigen neuern Künstlern gewisse Vorzüge eingeräumt habe. Die Neuern sind Esel gegen die Alten, von denen wir gleichwohl das Allerschönste nicht haben, und Benini ist der größte Esel unter den Neuern, die Franzosen ausgenommen, denen man die Ehre in dieser Art lassen muß.“ Nicht ganz ohne Interesse ist eine Nachricht über Roms Individualitäten, die er der Erzählung von seinem künstlerischen Leben zufügt. Er sagt: „Unter den Sachen, die mir in Rom abgehen, ist der Schlaf. Bey Tage ist es ziemlich ruhig in Rom, aber des Nachts ist der Teufel los. In der großen Freiheit und Impunität, die hier herrscht, und bey der Nachlässigkeit aller Policen, währt das Schreyen, Schießen, Schwärmerwerfen und die Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Der Pöbel ist ungezähmt,

und der Gouverneur ist müde geworden, verweisen und hängen zu lassen. Wenn ich schlafen will, ist es nöthig, mich beynahe zu besaufen; aber auch dieses Mittel ist in der unerträglichen Hitze nicht das beste." Nach und nach erhielt jedoch auch die äussere Lage mehr Sicherheit und Festigkeit. Ungeachtet des eben damahls ausgebrochenen siebenjährigen Krieges, wodurch Sachsen so unendlich litt, vergaß man nicht, die ihm ausgemachten Wechsel zu schicken; sie kamen vielmehr regelmässiger, als zu Anfange. In Rom selbst lernte man ihn immer mehr und immer allgemeiner schätzen, und er bekam immer wichtigere, bedeutendere Gönner, die ihm mit Freuden freye Wohnung anboten, und es gern sahen, wenn er recht viel und oft bey ihnen zubrachte. Der wichtigste dieser Gönner wurde für ihn der Cardinal Alexander Albani. Gemeinschaftlicher Enthusiasmus für das Alterthum brachte eine seltene engere Vereinigung zwischen zwey Männern verschiedenen Standes hervor. Er wurde ganz eigentlich Winckelmann's Freund. Er konnte des Cardinals berühmte Mittel, seine Kunstschätze, fast als sein Eigenthum benützen. In diesen Umgebungen erweiterten sich seine Ideen immer mehr, und der grosse Plan seiner Kunstgeschichte ragte immer bestimmter aus frühern beschränktern Entwürfen hervor. Auch kecker, ja nicht selten bis zum Uebermuth keck, machte ihn die grössere Sicherheit, die ihn immer ungemischter sein persönliches Uebergewicht fühlen ließ. Als Winckelmann bey der ungewissen Aussicht, ob seine Unterstützung aus Dresden während des Krieges länger fort dauern würde, endlich seine so lange gezeigte Sprödigkeit milderte, und dem Cardinal Archinto, der sich seiner gar nicht angenommen hatte*), seine Dienste anbot, nahm derselbe Winckelmann's Entschluß wohl auf, und ließ ihm in dem Palaste der Cancellaria, wo seine Bibliothek stand, einige Zimmer zur Wohnung anweisen, die Winckelmann auch bezog. Mittlerzeit aber war nicht nur seine Pension aus Sachsen, sondern auch die Zusicherung ihrer fernern Fortdauer eingelaufen; und nun begnügte sich Winckelmann, von dem Cardinal bloß die freye Wohnung in der Cancellaria anzunehmen, und dafür ohne weitere Belohnung nicht nur die Aufsicht über dessen Bibliothek zu führen, sondern auch sie in Ordnung zu bringen. Ja um sich eine möglichst freye Behandlung bey dem Cardinal zu sichern, ließ er neben das Bett, welches für ihn aufgeschlagen stand**), und nicht nach

*) Wohl zu bemerken ist, daß eben dieser, Winckelmann's Befehlshaber, der indes Cardinal und Staatssecretär geworden war, aller ehe-mahligen Versprechungen ungeachtet, sich Anfangs gerade am Wenigsten um unsern Winckelmann bekümmerte, und so lange sich entfernt hielt, bis er sah, daß Winckelmann vorgezogen wurde.

**) Winckelmann schlief aber selten in einem Bette. Sein Fleiß war so, daß er sich selbst die nöthige Ruhe entzog, und gewöhnlich auf einer Bank ruhte, wenn Müdigkeit ihn überwältigte; er band sich dabey einen Klotz oder Stein an den Fuß, der bey der geringsten Bewegung herunterfiel, und ihn wieder zum Studiren weckte.

seinem Sinne war, ein anderes, besseres auf eigene Kosten stellen. „Denn, sagt er selbst, ich kann etwas leckt thun, es fehlt an Gelehrten meiner Art.“ In dieser Stimmung sprühen denn auch seine Urtheile leicht über. So sagt er: „Ich glaubte, ich hätte Alles vorher ausstudiert, und siehe! da ich hierher kam, sehe ich, daß ich Nichts wußte, und daß alle Scribenten Ochsen und Esel sind.“ Besonders müssen die Franzosen seine heftigern Streiche empfinden. „Alle Franzosen, schreibt er, sind hier lächerlich, als eine elende Nation, und ich kann mich rühmen, daß ich mit Keinem von der verachtungswürdigsten Art zweys füssiger Creaturen eine Gemeinschaft habe. Ihre Akademie ist eine Gesellschaft Narren, und ein junger Römer machte ein Wappen für dasselbe, nämlich zwey Esel, welche sich kragen, was den Eseln Alles gefällt. Solltest Du nach Paris gehen, so schreibe ich keine Zeile an Dich. Ich muß aber auch gestehen, daß fast alle Deutsche, die hierher kommen, Französische Meersläschen seyn wollen, und es gelingt ihnen nicht einmahl; denn man muß von Mutterleibe ein Narr seyn. Ich schreibe dieß deswegen, weil ich weiß, daß Du mit der Französischen Seuche ein Wenig angesteckt bist, welches Uebel an Deutschen Höfen, wo ein Französischer Harletin mehr, als ein wahrer Teutscher gilt, nicht leicht zu heilen ist. Ein Franzose, so wie die Nation jetzt ist, ist ungeschickt ein grosser Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden; ja kein Franzose kann eine andere Sprache, ohne Lachen zu erwecken, reden lernen. Keiner kann ein ehrlicher Mann seyn. Haec in transitu: sumatur dosis pro malumna.“ Daß er aber anfangs Aufsehen zu machen, und selbst in Teutschland besondere Achtung zu erhalten, zeigte uns ter andern, daß die Kaiserliche Akademie der schönen Künste ihn im J. 1757 mit Mengs zugleich zu ihrem Mitgliede und Rathe ernannte, mit dem Auftrage, ihr zu ihrer damahis erscheinenden Monathsschrift Nachrichten von Kunstfachen aus Rom mitzutheilen.

Winckelmann brachte das erste Jahr seines Aufenthalts in Rom größtentheils mit der Betrachtung der ältern und neuern Kunstwerke zu, um seinen Sinn zu üben, und durch Vergleichung das Bessere vom Schlechtern, das Neue vom Alten, mit richtigem Blick unterscheiden zu lernen, auch machte er mancherley Plane und Entwürfe zu schriftstellerischen Arbeiten über die Kunst. Unter diesen Bemühungen hätte Winckelmann einst in der Villa Ludovisi beynahe das Unglück gehabt, von einer Statue erschlagen zu werden, auf deren Fußgestell er gestiegen war, um ihren Kopf näher zu betrachten, und welche mit ihm umschlug. Seine erste schriftstellerische Arbeit in Rom, eine Frucht dieser Betrachtungen, sollte, wie oben erinnert, ein Werk seyn, unter dem Titel: Ueber den Geschmack der Griechischen Künstler, wozu er die Beschreibungen der vorzüglichsten alten Statuen, des Apollo, des Laokoon, des Torso, und anderer, verfertigte, von denen er späterhin die beyden

ersten in seine Geschichte der Kunst verschmolzen hat, und die dritte sich unter den kleinen Aufsätzen befindet. Eine zweite Schrift, die von der Ergänzung der alten Statuen handeln sollte, gedieh gleichfalls nur bis zum ersten Entwurfe. Es gohr noch zu sehr in seinem Kopfe, seine Ideen waren noch zu unbestimmt, seine Erfahrungen noch zu neu, sein Gemüth durch die Menge von Eindrücken aller Art noch zu stark bewegt, als daß er sogleich einen bestimmten Plan für seine künftigen Arbeiten hätte fassen und ausführen können. Eine Idee jedoch, die er, wenn nicht schon früher in Deutschland, doch in der ersten Zeit seines Römischen Aufenthalts, gefaßt hatte, und mit der er nachher seine meisten früheren Studien verschmolz, hielt er fest, und brachte sie endlich, nach mehrmahls wiederholten Entwürfen und Umarbeitungen, zur glücklichen Ausführung: die Idee einer Geschichte der Kunst des Alterthums. In dieser Zeit waren schon bedeutende Stücke seiner Geschichte der Kunst ausgearbeitet, wovon er den Anfang seinem Freunde Berendes mitgetheilt, den man nicht ohne Interesse mit der spätern Umarbeitung vergleichen wird.

Am 8. Februar 1758 reiste er, mit vielen Empfehlungen an die angesehensten Personen ausgerüstet, nach Neapel. Lange hatte er sich auf diese Reise gefreut, lange darauf vorbereitet, und selbst Pläne für eine sichere äussere Existenz begleiteten ihn dahin. Wir haben nur einen einzigen Brief von ihm aus Neapel selbst, nämlich an Fückli, der aber nur warme Aeusserungen der Dankbarkeit für erwiesene Dienste enthält. Ueber seinen dortigen Aufenthalt gab er seinem Freunde Berendes die erste Nachricht, nachdem er wieder zu Rom angekommen war, und sich zwey und einen halben Monat auf seiner Reise verweilt hatte. Dieser Brief erinnert uns an das frühere bedrückte Loos seines Verfassers, der aus Ungewohnheit bey aller Geistesgröße sich durch Auszeichnungen der Grossen der Welt geschmeichelt fühlt. Es entschlüpft ihm so mancher Zug von Eitelkeit. So sagt er: „Ueber mein Betragen habe ich Ursache zufrieden zu seyn, und ich habe aller Menschen Beyfall erlangt, und wenn der König von mir geredet, hat er mir allezeit den Titel eines Frenherrn gegeben: il Signore Barone Sassone.“ Viel weiß er gleichfalls von den erhaltenen Einladungen zur Königin und zu Ministern und von seiner Kälte gegen diese Ehre zu erzählen. Hinter solchen Aeusserungen hebt sich dann wieder seine wahre Größe hervor, wenn er an sein angefangenes Werk denkt, welches er dem Churprinzen zueignen will, bey welcher Gelegenheit er versichert: Er werde die Zuschrift so abfassen, daß Prinzen lernen sollten, daß nicht die Gelehrten, sondern sie sich eine Ehre daraus zu machen haben, ihren Namen an der Spitze eines solchen Werkes zu sehen. Uebrigens äussert er sein Mißfallen an Neapel selbst in Vergleich gegen Rom. Einförmigkeit, zu grosser, durch verhältnißwidrige Menschenmenge erzeugter Lärm, zu hohe und zu enge auf einander gehäufte Gebäude waren

nicht nach seinem Sinne, doch noch weniger die Wirthshäuser auf dem Wege, deren Kammern es selbst an Fenstern fehlte, und deren Betten so abscheulich waren, daß er sich nicht ausziehen konnte; dagegen fand er seine Erwartungen für den Hauptzweck seiner Reise — neue Belehrungen durch Anschauung neuer Kunstproducte zu gewinnen — nicht getäuscht, sondern faßte den Entschluß, mit nächstem Jahre diese Reise noch einmal zu wiederholen. Er fand die Gemäldegallerie in 20 grossen Zimmern und 20 grosse Tische mit Basen, deren nähere Betrachtung ihn nach ausdrücklicher Königl. Erlaubniß vom Morgen bis Abend beschäftigte. Noch mehr Spielraum für seine Phantasie fand er zu Portici. Seine Nachrichten von den dort befindlichen Schriften und die Art, sie zu entwickeln, waren mit die ersten, die Deutschland erhielt, weil man besonders damals die ganze Sache so geheim hielt, daß schon Winckelmann klagt: Er habe das Wenige, was er davon gesehen, wie einen Raub mit sich nehmen müssen. Kaum war er wieder in Rom, als er mit neuem Eifer die Kunstmasse zusammentrug, die ihm zur Ausarbeitung seines grossen Werkes erforderlich war. Wer Urtheile, wie Winckelmann's, über Gegenstände der Kunst achten lernen, und sich mit einigem Respekt der vormahligen Kunstschreier enthalten will, der muß ihn sehen, wie er mit Cirkel und Bleiwage an den alten Statuen forschet, auch die mechanischen Theile der Kunstarbeit nicht übersieht, ja fast nur noch selbst den Meißel zur Hand nehmen dürfte, um eigene Werke hervorzubringen. Auch war kaum ein anderer Gedanke in seiner Seele, als die beste Vollführung des Angefangenen; denn selbst ein Antrag von Dresden aus, dem Hofe, besonders dem Churprinzen, wieder näher zu kommen, veranlaßte ihn zu mancherley antiquarischen, auf seinen Hauptplan Bezug habenden Arbeiten, daß er nicht als Unterbrechung angesehen werden kann. Reid und Kabale hinderten einen ausdrücklichen Ruf an ihn; gewiß zur noch grösseren Vollendung seiner Bildung. Herzerhebend ist es, den Ausdruck seiner Empfindungen zu hören, wenn er aus den reinen Höhen seines Enthusiasmus für Kunst auf das Unglück seines Vaterlandes bey dem eben damals ausgebrochenen siebenjährigen Kriege blickt. „Mitten in den Ruinen von Tempeln und in den Palästen der Kaiser vergesse ich mich, wenn ich an Röthenitz gedenke, und selbst in dem Vatican kommt mir das Verlangen an, bey ihnen zu seyn. Du solltest, spreche ich zu mir, jetzt das Elend deines wahren Vaterlandes und deiner in aller Welt beklagten Mitbürger mit ihnen tragen, da du das Gute genossen hast. Nicht ich allein, sondern mehr als ein Römer, in welchem noch der Same von dem Geblüte ihrer Vorfahren ist, würde mit Freuden den Kopf hergeben, wenn das Leben einer Person einer Nation Rettung schaffen könnte.“ Die Aussichten nach Sachsen wurden endlich ganz zerschlagen, und so nahm er um so bereitwilliger die Einladungen eines Freundes,

des jungen Barons Muzel; Stosch, an, der schon seit ehnlger Zeit entschiedener einziger Erbe des vortrefflichen Stoschischen Museums war, welches besonders an geschnittenen Steinen einen Vorrath hatte, wie er weder vor, noch nachher wieder zusam mengewesen seyn mag. Außer den Kameen wurde der Werth auf 12,000 Ducaten geschätzt, und besteht aus 3450 hohl geschnittenen Steinen. Im Voraus war auf seine Empfehlung an das Stoschische Haus schon Einer seiner Freunde, der berühmte Reisebeschreiber Volkmann, diesem Museum zu reicher Belehrung zugeeilt. Die Freude, diesen dort zu finden, trug nicht Wenig dazu bey, seine Sehnsucht nach Florenz zu vermehren. Wirklich reiste er am 2. September 1758 dahin ab. Er wohnte bey dem jungen Stosch, und da bereits der eigentliche Besitzer des Museums gestorben war, so bekam Winkelmann uneingeschränkte Freyheit, sich der vorhandenen Schätze zu bedienen. Er fühlte sich hier so glücklich, daß er in einem Briefe aus Florenz einen wehmüthigen, aber zugleich dankenden Blick in seine Vergangenheit zurückwirft. „Ja, sagt er, Gott war es mir auch wirklich schuldig, mir doch noch Etwas am Leben zu vergönnen; denn kümmerlich war meine Jugend, und an meine Schulzeit werde ich mich bis an's Ende meines Lebens erinnern.“ Die einzige Arbeit, die er im Stoschischen Museum verrichtete, war ein Catalogue raisonné, der ihm von dem eigentlichen Besitzer, dem verstorbenen Baron Stosch, zur Ausarbeitung aufgetragen war. Er faste, wie zu erwarten, den Plan höher, als er wohl selbst im Auftrag gemeint war, und machte daraus eine eigentlich gelehrte Arbeit, die ihm als Bruchstück eines größeren Ganzen nicht fremdartig scheinen konnte. Wie leicht ihm hier die Vollendung seiner selbst gemacht wurde, können wir sehen aus seiner Beschreibung der sonstigen litterarischen und Kunstkosbarkeiten abnehmen. Er erwähnt eine äußerst prächtige Bibliothek, die auch das Seltenste enthalte, einen Atlas von 24,000 Bltn. Werth, und Zeichnungen von Raphael, Michel Angelo u. s. w. Wichtig war ihm aber zugleich die engere Erneuerung seines Verhältnisses mit dem Baron Stosch für seine öconomischen Umstände. Denn der Krieg war in dieser Zeit für Sachsen so verheerend geworden, daß die ihm versprochene Pension ganz ausblieb. Jetzt kümmerete ihn das aber auch weit weniger, als Anfangs, da sein Ruf in Italien noch nicht in dem Grade begründet war. „Meine Hülfe aus Zion, sagt er, bleibt aus. — Geht es so fort, dann bin ich endlich genöthigt, Messe zu lesen. Kommt es aber bis dahin, dann: Adio Patria.“ Damit ist dann aber die Sorge so rein vergessen, daß seine Briefe aus keiner Zeit so lebhaftes Spränge des muntern Frohsinns enthalten, als aus eben dieser. „Sie gleichen, sagt er selbst einmahl, dem Magen der Leute, die täglich 4 Stunden essen.“ Dagegen kannte er denn auch freylich die ängstliche Delicatesse in Geldsachen nicht, welche die Sttte uns auflegt. Nicht selten schreibt er ohne Um-

stände Freunden sein Geldbedürfniß, und wenn die Befriedigung angekommen war, so sagt er wohl: Er habe auf 24 Stunden die Hände aus Scham vor die Augen halten mögen, aber hinterher wäre ihm doch das Erhaltene recht angenehm und wohl zu Statten gekommen. Mehr Sorge, als dergleichen Kleinigkeiten des Lebens, machte ihm in Florenz das Handeln der Engländer um das Stoschische Museum. „Daß diese Barbaren solche Kunstwerke einsammeln sollen, das ärgert mich. Denn die lassen sie doch Niemanden sehen, als bloß sich selbst.“ Auffallend contrastirt indessen mit diesem Tadel der Britischen Selbstsucht sein oft selbstsüchtiger Ehrgeiz, den Nichts so sehr entzückt, als der Gedanke, noch der einzige Deutsche, oder gar der einzige Mensch gewesen zu seyn, der Dieses oder Jenes gesehen hat. So jubelt er eben auch in dieser Zeit darüber, daß er mit dem einzigen Salmassius die einzige Stelle der Alten im Johannes Antiochensis aufgefunden hat, die da bewies, daß die prätorianischen Soldaten zum Unterschiede der übrigen den Degen auf der rechten Seite getragen haben. Uebrigens war seine oben erwähnte Sorge zu voreilig; der König von Preussen kaufte die Sammlung. Nach einem halben Jahre kehrte er von Florenz nach Rom zurück. Eifrig gieng er nun zunächst an die Ausarbeitung des Catalogen. Des jungen Stosch Absicht war, von ihm eine Lebensbeschreibung seines verstorbenen Veters zu sehen, deren Ausarbeitung er gleichfalls unserm Winkelmann auftrug, der sich aber davon mit Offenheit lossagte, und sich bloß zu einer Uebersetzung der Arbeit eines andern Verfassers verstand. Noch lieber hätte er den Baron Stosch ganz von dem Plane abgebracht. „Die Mühe und Kosten, schreibt er ihm, die Sie auf den Catalogus verwenden, sind Erkenntlichkeit genug gegen das Andenken ihres Veters; und alle Welt kennt ihn, und die ihn nicht kennen, können ohne Nachtheil unwissend bleiben. Wer tadelt ihn? sagte ein Spartaner, da Jemand eine Lobrede auf den Herkules ablesen wollte.“ Unter diesen Arbeiten brachte er besonders das J. 1759 zu, das Jahr, welches für sein Vaterland Preussen eines der traurigsten war. Es fehlte ihm nicht an Nachrichten darüber, die ihn sehr bekümmerten und zu Aeußerungen veranlaßten, die denen so mancher Patrioten unserer Zeit ähnlich sind. So schreibt er einmal an seinen Freund Stosch: „Ich nehme mehr Antheil an dem Unglück unseres Vaterlandes, als Sie vielleicht glauben werden; und einen grossen Mann, ja den größten Mann unglücklich zu sehen, muß der mehresten Menschen Mitleid erwecken, geschweige denn derer, die ihm als dessen geborne Unterthanen gleichsam eignen sind. Ich sehe den unvermeidlichen, bölligen Ruin dieses armen, schon von Mannschaft entblößt gewesenen Landes vor Augen. — Wie viele unglückliche Menschen macht der Krieg!“ In einer andern Stelle hat er zwar schon wieder erfreulichere Nachrichten, und schreibt seinem Freunde: „Machen Sie es, wie der König von Preussen, welcher den

Ruth nicht verliert, und fast jetzt mehr Furcht macht, als vorher." Aber dennoch schließt er wieder: „Gut kann es nicht werden.“ Seine Prophezeihung wenigstens ist nicht erfüllt worden! Merkwürdig sind aber so manche Mittheilungen, die er bei dieser Gelegenheit seinen Freunden von Rom aus macht, besonders die, daß man selbst dort dem Keger Friedrich II. anhing. So schreibt er einmahl: „Man sagt: die Oestreicher sind geschlagen Bon pro. Der Cardinal sagt öfters: Beneditto il Re di Prussia! Dieß bleibe aber unter uns Beyden!“ Von seinem Patriotismus muß man auch wohl die Verhärtung seines Hasses gegen Alles, was Französisch hieß, herleiten. Denn eben in dem J. 1759 schreibt er einmahl an den Buchhändler Walthers, der sein Werk über die Geschichte der Kunst in Berlin lag hatte: „Ich habe noch zu erinnern, daß wenn der Corrector meiner Schrift etwa Französisch gesinnt, oder zu sehr nach der Mode seyn solle, so, daß ihm die Lateinischen Endungen der im Deutschen geschriebenen Namen der Personen zu fremd klingen sollten, man ihm andeute, daß des Verfassers Absicht gewesen, sich auch in dieser Kleinigkeit von der Französischen Schreibart zu entfernen, und lieber Römisch, als Persisch erscheinen wolle. Unter andern Dingen, für die ich Gott preise, ist auch diese, daß ich ein Deutscher und kein Franzose bin.“ Der Catalog des Stoschischen Museums erschien endlich, machte aber, ungeachtet seines ausgezeichneten Werthes, Anfangs so wenig Sensation, daß sich kaum irgend ein Absatz zeigte. Stosch, der noch den schönen Traum träumte, daß alles Vorzügliche auch wirklich überall als vorzüglich anerkannt werden müsse, war befremdet; allein Winckelmann, jetzt schon mit mehr Selbstständigkeit und auch mit mehr Erfahrung ausgerüstet, wußte ihn zu trösten, und besonders auch mit der Aussicht zu beruhigen, daß er dem Publicum über den Werth der Arbeit schon in spätern eigenen Schriften die Augen öffnen wolle. Er selbst erfuhr in diesem Jahre die Genugthuung seiner Verdienste, indem ihn die Akademieen zu Carona und St. Luca zum Mitgliede wählten, und er war gegen diese Ehre so wenig gleichgültig, daß er nicht nur in allen Briefen, die er zu jener Zeit schrieb, mit unverkennbarer Freude des Geschehenen erwähnt, sondern noch den Baron Stosch, der sich damals in London befand, ermuntert, seine Aufnahme in der Londoner Akademie zu befördern. Mit welchem Feuer er aber damals selbst Künstler zur Vollendung ihrer Werke ermunterte, das beweist namentlich ein Brief an den Justizrath Wiedewalt, der sich mit Talent der Malerkunst gewidmet hatte. Er schreibt ihm: „Sucht die edle Einfalt in den Umrissen und in der Kleidung; und stellt euch, in Ermangelung der Köpfe der Niobe, einen Kopf vor, dessen Umriß Raphael mit einem einzigen Zuge der Feder schnell, aber richtig, und zur Ausführung bestimmt, unverbesserlich entwarf. So sind jene Köpfe gearbeitet, die nicht gemacht, sondern geblasen scheinen, aber durch einen Hauch der

Pallas, der den Menschen des Prometheus belebte. Fliehet die gelehrte Andeutung vieler Dinge des Michel Angelo, und sucht, wie der Apostel sagt, nicht überweise zu seyn. Erzeugt eine Griechische Schönheit unter dem Enidischen Himmel, die noch kein Auge gesehen, und erhebt dieselbe, wenn es möglich ist, über alle Empfindung, welche die Züge der Schönheit stören könnte. Sie sey, wie die Weisheit, die aus Gott erzeugt war, in dem Genusse der Seligkeit versenkt, und bis zur göttlichen Stelle auf sanften Flügeln getragen u. s. w." Bey diesem Eifer und mit diesen seltenen Kräften in dieser seltenen Entwicklung konnte es denn auch nicht fehlen, daß selbst mitten unter dem Wüthen eines blutigen siebenjährigen Krieges die Aufmerksamkeit Teutscher Höfe auf ihn gelenkt werden mußte. Man wetteiferte, ihn nach Deutschland zurückzuziehen. Der Landgraf von Hessen; Cassel ließ ihm Anerbietungen thun. Der Herzog von Braunschweig ließ ihm anzeigen, daß es nur eines Briefes von seiner Seite bedürfe, um einer Anstellung nach seinen Wünschen gewärtig zu seyn. Am Sächsischen Hofe verkannte man seinen Werth gleichfalls nicht, und nur die tiefe Bedrückung, die damahls auf diesem unglücklichen Lande lastete, mochte fähig gewesen seyn, ihn wo nicht in einige Vergessenheit zu bringen, doch ihn nicht solcher Aufopferungen zu würdigen, derenwegen er sein geliebtes Italien würde verlassen haben. Erst 1761 ernannte ihn der Churprinz von Sachsen zum Aufseher seines Münzcabinets und zu seinem Antiquarius mit unmittelbarer Abhängigkeit bloß von ihm selbst. Bis zur Beendigung des Krieges sollte es ihm überdieß frey stehen, seinen Aufenthalt zu nehmen und zu wechseln, wie es ihm gefiele. Mitten unter diesen angenehmen und freundlichen Aussichten traf ihn jedoch ein schmerzlicher und in der That wesentlicher Verlust. Mengs erhielt nämlich den Ruf als Hofmaler des Königs von Spanien mit 3000 Scudi Gehalt, und nahm ihn an.

Von seinem Herzen und seiner fortdauernden Anhänglichkeit an Sachsen giebt er in dieser Zeit eine köstliche Probe in einem Briefe an seinen alten Freund Franke, dessen Briefwechsel mit ihm lange gestockt hatte. „Ich seufze, schreibt er, nach meiner Rückreise nach Sachsen, welche auch ungerufen geschehen würde, und mit dem Vorsatze, hierher zurückzugehen, wenn Gott uns Frieden verleihen wollte. Mein erster Gang würde nach Röhrenis seyn, wo ich Sie jetzt im Geist und mit tränenenden Augen sehe. Wie Viel würde ich von Ihnen hören und erfragen! Und wie Viel würde ich Ihnen erzählen! Der, welcher unsern Jammer wiegt, ja unsere Thränen zählt und sammelt, wird uns ja nicht gänzlich vertilgen wollen. Meine Hände hebe ich alle Morgen auf zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen, und in das Land geführt hat, wo ich die Ruhe, ja mich selbst genieße, und nach meiner eigenen Willführ lebe und handle. Ich habe Nichts zu thun, als des Nachmittags mit meinem Cardinal und an dessen Seite in seine

prächtige Villa zu fahren, welche Alles übertrifft, was in neuern Zeiten auch von Monarchen gemacht worden. Hier überlasse ich ihn denen, die ihn besuchen, und denke und lese. Ich bewohne vier kleine Zimmer, welche ich auf meine Kosten mit Betten und Geräthen versehen habe, und der Palast, wo ich wohne, ist in dem schönsten Orte von Rom, und meine Zimmer haben die schönsten Ausichten in Gärten, in alte Trümmer und über Rom hin, bis auf die Lusthäuser zu Frascati und Castell Gandolfo. Hier hat der Cardinal nach dem Palaste zu Nettuno am Meere eines seiner schönsten Lusthäuser, und erlaubt mir, in der grossen Hitze dahin zu gehen, wo ich leben kann, wie in Röhrenitz. Ich sehe das nahe Meer und zähle die Schiffe!" Wie weit aber daneben in dieser Zeit sein Selbstvertrauen zum Uebermuth stieg und sich in starken Urtheilen zu äussern suchte, davon geben vorzüglich einige Briefe an seine Schweizerfreunde Beweise. So sagt er: Hammer's Grundsätze der Critik sehen ihm als ein Meisterstück gepriesen, und er habe sie gelesen; allein er habe Nichts, als einen kleinen metaphysischen Schwäger gefunden; das Kapitel von der Schönheit habe auch ein Grönländer schreiben können. „Rein, fügt er hinzu, in die Kunst mische sich der Dritte nicht, und wir werden es, so wenig als unsere Nachkommen, erleben, daß die Kunst, wie sich einige Engländer schmeicheln, Italien verlassen und nach England gehen werde.“ Zu diesem harten Urtheil über die Englische Nation überhaupt verführten ihn einige vornehme Engländer, die ihn auf ihren Reisen mitnahmen. So erzählt er selbst: „Ich habe eben jetzt einen Lord mit den Römischen Kunstwerken bekannt zu machen, der ein wahres Original ist, und die Beschreibung verdient. Er glaubt, er habe zu viel Verstand, und Gott könnte ein Drittel in Stärke verwandeln. Er ist Alles müde geworden in der Welt. Nichts als die Peterkirche und der Vaticanische Apollo haben ihm gefallen. Er will aus bloßer Desperation nach Constantinopel gehen. Er hat 30,000 Pf. Sterl. Einnahme, die er nicht zu genießen weiß.“ Eben so demüthigend spricht er wiederholt von der Französischen Nation, sobald er sich als Kunstkennner aufstellen will. So schreibt er einmahl an Usteri: „Ihre Briefe sind wie die Tage im Frühlinge; je länger, je angenehmer und schöner, und dieser Brief im Jahre verspricht mir in demselben eben dadurch viel Vergnügen; das größte aber würde seyn, wenn ich in diesem Jahre persönlich mit Ihnen reden könnte, wie es mit Ihrem Freunde von Angesicht zu Angesicht geschehen würde. Jenes könnte sehr leicht geschehen, wenn ihr jungen Herren, nicht wie das ganze Französische Heer nach dem Entsatze von Turin, in Rom selbst voller Ungeduld en France! en France! reißt. Die Kaiserlichen Bödiker wären vor Hunger gestorben, wenn jene sich in das Mayländische geworfen hätten, und ihr würdet, anstatt durch die Nase plündern zu lernen, oder die letzten Sylben nach Pariser Art zu verschlingen,

in einem Monate länger in Rom, und von hier nach Hause, das Gehirn voll bringen, anstatt daß en France das Gute nothwendig der Narrheit weichen muß." Im September 1762 lag er elnige Wochen am Nervenfieber, welches ihn jedoch nicht so lange an seinen Arbeiten hindern konnte, daß er nicht noch in diesem Jahre die ersten Hefte seiner Kunstgeschichte an Walsher hätte zum Drucke abgehen lassen können, obgleich auch die Nachricht von dem Tode des Grafen von Bünau, seines ersten Gönners, einen Schleier über sein sonst freyes und frohes Gemüth zog. Immer war es ihm ein süßer Gedanke gewesen, diesen würdigen Beschüzer der Künste und Wissenschaften durch einen Besuch zu überraschen, oder ihm ein Opfer der Dankbarkeit zuzueignen. Beyde Aussichten hatte der Tod auf Immer durchschnitten. Noch immer dauerte der unglückliche siebenjährige Krieg in Teutschland, der die Großen unfähig machte, an die Künste des Friedens ernstlich zu denken, oder ihnen gar ansehnliche Summen zu widmen. Diesem Umstande allein muß man es zuschreiben, daß sich Teutschland die Ehre nehmen ließ, einen so würdigen Mitbürger wieder in seine Gränzen zu ziehen. Denn obgleich auch Sulzer mit allem Eifer, den ihm die Verehrung gegen Winkelmann's Verdienst einflößte, seine Anstellung in Berlin zu befördern suchte, so fehlte es immer zuletzt an einem anständigen Gehalt, welchen man ihm hätte anbieten können. Diese Verzögerungen machten es denn nun endlich Rom leicht genug, ihn zurückzuhalten. Im August 1763 starb der Abbe Benuti, bisheriger Präsident der Gesellschaft der Alterthümer in und um Rom, oder, wie er auch genannt wurde, Antiquarius (Refetto d'Antichità) der Apostolischen Kammer. Die Zahl der Competenten war groß, da die Stelle 15 Scudi monatlich ohne sonderliche Arbeit eintrug. Allein die Zahl der Freunde Winkelmann's war in dem Cardinalscollegium so groß, daß man ihn wählte. Ein Hauptsprecher für ihn, Cardinal Spinelli, starb wenige Tage nach der Wahl. Seine Arbeiten bey diesem Amte beschreibt er in einem Briefe an Usterl: „Meine Freyheit leidet nicht durch dieses Amt; nur bin ich etwas eingeschränkt, wenn ich eine grosse Reise zu machen hätte; es wird sich aber auch hierzu Rath finden. Die Ursache dieser Schwierigkeit ist ein schriftliches Zeugniß, welches ich geben muß, dasjenige zu bekräftigen, welches zwey Assessores auf das Memorial an den Cardinal Camerlengo geben, über Gemählde sowohl, als Marmor, welche aus dem Lande gehen. Diese Assessores sind meine Untergebenen, und verpflichtet, diese Sachen zu besehen, ich nicht, wie Jene; aber mir steht frey, Alles von Neuem zu besehen, und Jener Urtheil ungültig zu machen. Ferner müssen mir a Ripa, wo die Sachen eingeschiffet werden, alle Kassen gedffnet werden, welche bis zu meiner Besichtigung nicht völlig verschlossen und verschlagen werden können. Meine Pflicht ist ferner, über alle Alterthümer in und um Rom ein wachsameres Auge zu haben. Es darf auch Niemand ohne meine

Erlaubniß nach Alterthümern, auch in seinem eigenen Grunde graben. Es muß mir daher gezeigt werden, und was aufblickt bleibt mir nicht verborgen." Ausser dieser Stelle sah er nun zugleich mit Gewißheit der Stelle eines Scrittore in der Vaticana entgegen, die 17 Scudi monatlich trug, und von seinem Cardinal erhielt er monatlich 10 Scudi und freye Wohnung, ohne für ihn einen Federstrich arbeiten zu dürfen. Er war also jetzt zu seiner gänzlichen Zufriedenheit gesetzt, und erklärt es daher selbst in einem Briefe: „Ich kenne Niemanden in Rom, mit dem ich tauschen möchte.“ Um so achtungswerther ist die zarte und herzliche Theilnahme, die er seinem Freunde Stosch bewies, der damals eben grosse Verluste wirklich erlitt, und noch grössere fürchtete. „Das widerwärtige Glück, schreibt er, scheint der wahren Freundschaft günstiger, als das Glück zu seyn; ich wenigstens würde aller Empfindlichkeit gegen den Freund entsagen, wenn ich ihn bekümmert sähe, und ihn heftiger lieben in widerwärtigen Umständen, weil diese zu dem wahren Gefühle der Freundschaft führen; und nunmehr werde ich Ihnen kein Schreiben mehr unbeantwortet lassen, wo Sie in der Welt auch sind. Mein Herz! wir sind nicht geboren reich zu seyn, aber zufrieden, und Dieses kann in unserer Gewalt stehen, Jenes aber nicht. Ihr Verlust ist groß; aber er wird erträglicher werden in der Entfernung. Unglücklich können Sie nicht seyn; denn Gott und die Natur haben Sie dagegen verwahrt, und so lange Sie frey sind, ist kein König so glücklich als Sie. Die beste Zeit meines Lebens bin ich arm gewesen, aber nicht unzufrieden; und ich erinnere mich mit einiger Eröstung der kümmerlichen Jahre. Kaum habe ich das Nöthige erlangt, und wer weiß, wie lange ich es genieße. Ist ein Mensch auf der Welt, welcher an Ihrem Unglücke Theil nimmt, so bin ich es, und mehr als an Ihrem Glücke; ja was ich vorher nicht gethan hätte, wäre ich jetzt im Stande zu thun. Allein jenseits der Alpen, die Schweiz ausgenommen, werde ich schwerlich gehen u. s. w.“ Wollen wir aber seine Vorliebe für Italien und seine Gefinnungen in Rücksicht der Katholischen Kirche kennen, so eröffnet er sich darüber in einem Briefe an seinen ältesten Freund Franke in Nöthenis. „Italien, sagt er, ist ein Land der Menschlichkeit, wo ein Jeder macht, was er will, wenn man nur nicht öffentlich auftritt und sagt: der Papsst sey der Antichrist; aber auch dieses ist kein Unglück für Jemanden, der bedürftig ist: denn man hält einen solchen unbesonnenen Menschen in der Inquisition, giebt ihm ein gutes Zimmer, und nährt ihn gut; er hat seinen Garten, Luft zu schöpfen, und wenn man glaubt, er sey von dem Gemeinheil überzeugt, läßt man ihn laufen Sigillo Silentii. Ich lasse mir nicht einmahl einfallen zu zweifeln; denn ich habe an andere Sachen zu denken, die angenehmer, ich will nicht sagen, die wichtiger sind.“ Eben so verdient hier seine Achtung gegen Hagedorn, den Kunstkenner in Dresden, eine Erwäh-

nung. „Er verdient ein ewiges Andenken, sagt er, weil ich nimmermehr an dessen Höhe reichen kann. Alles, was ihm der Hof geben kann, ist viel zu Wenig; das Ganze sollte ihm opfern. Ueber das Portal des Rathhauses von Dresden sollte sein Brustbild mit der Unterschrift: Inexsuperabilis (Der Unerreichbare) gesetzt werden. Wenn ich mehr Nachricht von seiner göttlichen Erbarmung haben werde, soll auch mein Kiel von derselben reden. Umarmen Sie ihn. Ich würde mich ihm zu Füßen werfen. — Ich weine vor Jubel gegen ihn. Er sey gebenedeyet in Ewigkeit.“ So enthusiastisch, ja fast schwülstig dieß auch klingt, so wissen wir doch von andern Zeugen, wie sehr der würdige Hagedorn es verdiente, auch von einem Winkelmann so erhoben zu werden.

Im Julius 1765 erhielt er durch den bekannten Quintus Icilius von Friedrich II. den Auftrag, die Stelle eines Aufsehers der Bibliothek, des Münz- und Alterthumscabinetts zu übernehmen. Friedrich hatte von 1500 bis 2000 Thlrn. Vollmacht gegeben. Winkelmann nahm diesen Antrag vorläufig auf 2000 Thlr. und Ersatz der Reisekosten an, zeigte aber die besonnenere Unterhandlung seinen Römischen Gönnern an. Diese waren so wenig geneigt, unsern Winkelmann nun Rom verlassen zu sehen, daß sie vielmehr auf Erhöhung seines Gehalts dachten. Ein Cardinal Stoppani gab ihm sogleich aus seinen eigenen Mitteln eine außerordentliche Pension, und grössere Versprechungen wurden ihm noch für die Folge gemacht, so daß er von Neuem mit Preussen abbrach, und das neue Vaterland seines Geistes vorzog. Selbst das Gefühl, daß er nur hier immer mehr Aufmerksamkeit anregen und verdienen werde, gab Rom immer das grössere Gewicht. Und er mochte darin nicht Unrecht haben. Was auch nur immer aus Deutschland von einiger Bedeutung kam, suchte ihn auf, und freuete sich, wenn Winkelmann nur Aufnahme und Theilnahme vergönnte. So trat einst der regierende Fürst von Anhalt-Deßau an einem Abende mit einem Stabe in der Hand in sein Zimmer, von Niemand, nicht einmahl von einem Bedienten, begleitet. „Ich bin von Deßau, sagte er, mein lieber Winkelmann; ich komme nach Rom, zu lernen, und ich habe Sie nöthig.“ Er blieb bis Mitternacht bey ihm, und Winkelmann ruft ihm nach: er habe Freudenthränen vergossen, stolz über die Deutsche Nation und über ein so würdiges Menschenkind. Bald darauf besuchte der damalige Erbprinz und nachmalige so höchstwürdige und so unverdient unglückliche Herzog von Braunschweig Rom. Die Humanität dieses menschlichen Fürsten öffnete unserm Winkelmann Herz und Muth. „Ich danke Gott, ruft er, daß ich kein grosser Herr bin; die wahre Fröhlichkeit ist nicht ihr Theil. Wie oft habe ich diesem würdigen Prinzen wiederholt, daß nicht ich, sondern er unglücklich seyn könne. Der vertraute Umgang mit solchen Herren ist eine grosse Schule der Zufriedenheit, wenn man es sonst seyn kann oder will.“

Biel war es jedoch, daß diese und mehrere Groſſe Winckelmann's gründliche, ja damahls gewiß einzige antiquariſche Kenntniſſe ſo hoch achteten, um nicht von ſeinem unfeinen Toner ſobald er ſich nur einigermaßen gekränkt glaubte, zurückgeſtoßen zu werden. So ſehr er den Univerſitätsgelehrten die Pedanterey vermeynter Unfehlbarkeit nachredet, ſo trifft doch ihn dieſer Vorwurf in einem hohen Grade. Nicht nur ein Klob wird von ihm als ein Paſquillant gebrandmarkt, ſondern auch ſogar Leſſing mit Verachtung abgefertigt. „Sein Buch (Laotſoon), ſagt er, habe ich geleſen; es iſt ſchön geſchrieben, obgleich nicht ohne bekannte Fehler in der Sprache. Dieſer Menſch hat aber ſo wenig Kenntniß, daß ihn keine Antwort bedeuten würde; und es würde leichter ſeyn, einen geſunden Verſtand aus der Uckermark zu überführen, als einen Univerſitätswiſ, welcher mit Paradoxen ſich hervorthun will; alſo ſey ihm die Antwort geſchenkt!“ Im October 1767 machte er noch einmahl eine Reiſe nach Neapel, die ihm dadurch vorzüglich merkwürdig war, daß er gerade einen der gröſſern Ausbrüche des Beſuvs in der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſah. Er erzählt davon ſeinen Freunden: „Ich befand mich zu Caſerta; es frachte Alles im Hauſe, da der Auswurf geſchah und das ganze Land war mit Aſche bedeckt, welche ein Steingries iſt, und dem ſchwarzen Strauſande ähnlich iſt. Zwen Tage darauf ſuchten wir den Gipfel des Berges zu erſteigen. Wir hatten über ſchreckliche Berge alter Lawa zu klettern, bis wir an die neue Lawa gelangten, die wir unter der obern verhärteten Rinde laufen ſahen. Endlich mußten wir die brennend heiße Lawa ſelbſt überſteigen. Wir folgten unſerm Führer mit zerplagten Schuhen und verbrannten Sohlen. Da wir an die Mündung kamen, fanden wir dieſelbe mit der glühenden Lawa vermiſcht, ſo daß die Deſſnung nicht kenntlich war. Der Ausbruch hat den Montag Nachmittag auf drey Deſſnungen angefangen, und die feurigen Ströme ſind ſo ſchrecklich geſeſen, daß wenn ſie ſich nicht getheilt hätten, und ein tieſes Thal angefüllt; ſo wäre es um Portici geſchehen. Den Donnerſtag ſieng der Berg von Morgen bis Nachmittag ſo an zu wüthen, daß ich davon keinen deutlichern Begriff geben kann, als von der Beſchießung einer Feſtung mit dem allergrößten Geſchütze, und es regnete über Neapel kleine Bimſſteine ſo dick, als Schneeflocken, daß die Sonne verfinſtert wurde. Am Freytag war der Berg ruhig, aber am Sonnabend fällt unaufhörlich ganz kleiner Bimſſtein, und wir beſinden uns, wie in einem dicken Nebel; doch ſo, daß man an dem dicken Rauche, welcher von den Deſſnungen aufſteigt, ſehen kann, wo die feurige Lawa herunterfliehet. Gedachtes Thal iſt in der Höhe eines Palaſtes angefüllt.“ Dem Grafen von Münchhauſen theilt er von dieſer Reiſe einige wichtige Entdeckungen von Pompeji mit. Man hatte nämlich dort eben ein völlig gefatteltes Pferd gefunden, d. h. ein Gerippe deſſelben,

an dessen Zeuge Alles, was von Erz ist, wie Beschläge und dergl., erhalten ist, das Holzwerk des Sattels aber verwest. In einer andern Kammer hatte man eben das Gerippe eines Kriegers mit einem Helme auf dem Haupte entdeckt, imgleichen den Körper einer Frau in einem mit Golde durchwirkten Zeuge u. s. w. Seinen Nachrichten an Franke über diese Reise fügt er eine rührende, treffliche Stelle bey, die dieser in der Folge nur mit wehmüthigen Thränen lesen konnte, da einige Monate darauf sein trauriges Ende erfolgte. „Endlich wird die Ruhe kommen an dem Orte, wo wir uns zu sehen und zu genießen hoffen! woran ich ohne die innigste Bewegung und ohne Freudenthränen nicht gedenken kann, dahin will ich; wie ein leichter Fußgänger, so wie ich gekommen bin, aus der Welt gehen. Ich weibe diese Thränen, die ich hier vergesse, der hohen Freundschaft, die aus dem Schoße der ewigen Liebe kommt, die ich errungen und in Ihnen gefunden habe u. s. w.“ Ja du warst diesem Ziele näher, grosser, guter Winckelmann, als du es dachtest.

Er faßte den Entschluß, einmahl sein Deutschland wieder, und die Trefflichen, deren Bekanntschaft, Achtung und Liebe er gewonnen hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen: besonders hatte er in Sachsen, Berlin, Braunschweig, Dessau und Hannover so manchem edlen Söhner und Freunde Hoffnung eines solchen Wiedersehens gegeben. Als alle Hindernisse beseitigt, und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, trat Winckelmann in Gesellschaft des berühmten Römischen Bildhauers Cavaceppi am 10. April 1768 seine Reise nach Deutschland an, auf die er sich so lange gefreut, und die er seinen Freunden diesseits der Alpen wiederholt mit Ausdrücken des lebhaftesten Verlangens gemeldet hatte. Er wollte auf dieser Reise vorzüglich Dresden, Dessau, Cassel, Braunschweig, Göttingen, Hannover, und Berlin besuchen, an jedem dieser Orte seine alten Freunde wieder sehen, und in Berlin die Französische Uebersetzung seiner Geschichte der Kunst veranstalten. Der beyden Reisenden Weg gieng über Loreto, Bologna, Venedig, Verona durch Tyrol. Hier zwischen den hohen Gebirgen veränderte sich zuerst Winckelmann's bisher heitere Stimmung auffallend. Er konnte die schroffen Felsenwände, und weiterhin in Deutschland die spitzen Dächer nicht ertragen; ihr Anblick versenkte ihn in eine düstere Schwermuth, und Cavaceppi, dem die plöbliche Veränderung seines Reisegefährten unermartet war, suchte vergebens, ihn zu beruhigen und aufzuheitern. Winckelmann behauptete, er könne nicht weiter reisen, und müsse nach Italien zurückkehren. Sie kamen indessen nach Augsburg und München, und Winckelmann's Gemüthszustand verschlimmerte sich immer mehr. Sein Begleiter hatte den ersten, selbst krampfhafte Anfall des Unwillens bey dem ersten Anblick Deutscher Bauart in ihm bemerkt. Als sie nach Regensburg kamen, äusserte Winckelmann den festen Ent-

schluß, seinen Gefährten zu verlassen und allein zurückzukehren; und nur die ernstesten und nachdrücklichen Vorstellungen seines Begleiters, daß er ihn dadurch in große Verlegenheit setzen würde, daß er ja ihn erst zu dieser Reise beredet, und nun als einen der Sprache Unkundigen in einem fremden Lande zurücklassen wolle, vermochten so viel, daß er bis Wien zu gehen, aber dann auch sogleich wieder nach Italien zu reisen versprach. Sie kamen am 12. May in Wien an; und Winckelmann meldete von dort unterm 14. dem Fürsten von Dessau, und seinem Freunde Muzel, Stosch in Berlin, seinen Entschluß wieder nach Italien zurückzukehren, weil die Schwermuth, die ihn auf der Reise durch Deutschland befallen habe, ihm die Fortsetzung derselben unmöglich mache. Er ward in Wien von dem großen Minister, Fürsten von Kaunitz, und anderen Großen mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Alle, besonders der Fürst von Kaunitz, suchten ihn mit den eindringendsten Gründen von der Rückreise abzuhalten. Winckelmann beharrte fest und unerschütterlich auf seinem Entschlusse; aber sein Inneres war in der heftigsten Bewegung; er stand todtenblaß, mit erstorbenem Auge, stumm und zitternd da, so daß Keiner noch weiter in ihn zu dringen wagte; auch wurde er unmittelbar darauf von einem heftigen Fieber befallen, und mußte einige Tage lang das Bett hüten. Er war noch kaum wieder hergestellt, als Cavaceppi ihn verließ, um allein seine Reise fortzusetzen. Winckelmann blieb bis zum Anfange des Junius in Wien, besah die dortigen Bibliotheken, Kirchen, Gallerieen und Cabinette, mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit, und machte mit dortigen Gelehrten und Künstlern Bekanntschaft. Der Baron von Sperges, der ihm bereits vor einigen Jahren die Stelle eines Secretärs bey der Akademie der Künste in Wien angetragen hatte, stellte ihn in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia und der Kaiserlichen Familie vor, welche ihn mit besonderer Huld und Auszeichnung empfiengen; und reichlich beschenkt entsließen. Winckelmann meldete dem Cardinal Albani die ehrenvolle Aufnahme, die man ihm in Wien erwiesen, und die vorthellhaften Anträge, die ihm gemacht worden, und die er aus Liebe für Rom ausgeschlagen habe. So mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft, reiste Winckelmann in den ersten Tagen des Junius vergnügt von Wien ab nach Triest, um sich dort nach Ancona einzuschiffen. Unterweges, unweit Triest, gesellte sich ein Italiener zu ihm, in dessen Gesellschaft er die Reise dahin zurücklegte. Dieser, ein abgefeimter Bösewicht, entdeckte bey Winckelmann's natürlicher Offenheit, bald dessen schwache Seite; er heuchelte Wohlgefallen an der Kunst; zeigte eine besondere Anhänglichkeit an Winckelmann's Person, und erwarb so in kurzer Zeit dessen Vertrauen. Winckelmann erzählte ihm von seinen Umständen, zeigte ihm die goldenen Medaillen und andere Kostbarkeiten, die er am Wiener Hofe geschenkt erhalten, und vermied nicht, ihm seinen mit Gold

wohlgefüllten Beutel sehen zu lassen. Dieser neue Reisegefährte Winkelmann's hieß Francesco Arcangeli, war aus Pistoja gebürtig, hatte bey dem Grafen Cataldo in Wien als Koch gedient, und war erst kurz zuvor mehrerer Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt, aber wieder begnadigt, und des Landes verwiesen worden. Beyde kamen nach Triest, und Winkelmann mußte hier einige Tage ein Schiff erwarten, damit nach Ancona zu segeln. Er blieb unterdessen einsam in seinem Miethshause, indessen Arcangeli freundschaftlich besorgt that, seine kleinen Bedürfnisse herbeizuschaffen, besonders aber ihm schlenkt die Ankunft eines Schiffes zu benachrichtigen. Winkelmann hatte kein Buch, als den Homer, bey sich, der ihm dann in dieser ganzen Zeit Freund und Unterhalter war. Außerdem arbeitete er an einigen Zusätzen zu seiner Kunstgeschichte, und schrieb zum Voraus die Briefe, welche er an die Grossen des Hofes, so wie an die Freunde, von Rom aus absenden wollte, welche ihm auf seiner Reise Beweise der Freundschaft und Liebe gegeben hatten. War er durch diese Arbeiten ermüdet, so sah er gern ein Kind um sich, das ihn durch seine Natürlichkeit angezogen hatte, und welches in das Wirthshaus gehörte. So hatte er die 7 ersten Tage des Junius zugebracht. Am 8. saß er an seinem Tische, beschäftigt mit Erinnerungen an einen künftigen Herausgeber seiner Kunstgeschichte. Arcangeli trat mit scheinbarer Betrübniß und der Anzeige zu ihm, er werde ihn in wenigen Tagen verlassen müssen, um Geschäfte im Venetianischen zu verrichten, denen er nicht ausweichen könne. Winkelmann's sorgloses Vertrauen in diesen Menschen war so groß, daß er sich nicht einmahl nach dessen Stand und Gewerbe erkundigt hatte. Schon nahm er von Winkelmann zärtlichen Abschied, als er, wie von ungefähr noch daran denkend, ihn bat, ihm doch noch einmahl die Medaillen zu zeigen, die er vom Kaiser erhalten, damit er sich lebhafter daran erinnern könne. Winkelmann, weit entfernt, etwas Arges zu ahnen, bückte sich nach seinem Koffer, um die Medaillen hervorzusuchen. Kaum war er gebückt, als Arcangeli ihm eine Strickschleife um den Hals warf, um ihn zu erdroffeln. Winkelmann, im Ganzen wohl mit wenigen Körperkräften begabt, sammelte doch in der Gefahr seine Stärke, wehrte sich — der Bösewicht fiel mit ihm zu Boden, ergriff ein Messer, und gab ihm — Winkelmann'en, seinem zutraulichen Wohlthäter — fünf tödliche Stiche in den Unterleib. Er hätte ihn unfehlbar hier auf der Stelle ermordet, wenn nicht das Kind, Winkelmann's Liebling, an die Thür geklopft hätte, um eingelassen zu werden. Erschreckt floh der Mörder, ohne einmahl den elenden Lohn seines Mordes davon zu tragen, bloß mit dem Fluche seiner That belastet. Im Hause wurde Lärm, man verband unsern Winkelmann, aber die Wunden waren tödlich. Er empfing noch die heiligen Sacramente, verzieh seinem Mörder, dictirte noch seinen letzten Willen, und starb, bey voller Ge-

genwart des Geistes, nach sieben Stunden am 8. Juny 1768, im 51. Jahre seines Lebens, und im 13. seines Aufenthalts in Italien. „Nahe am Ziele, sagt Fernow, riß ein feindseliges Verhängniß ihn hinweg in der Reife seiner Kraft, und in der vollen Blüthe seines wachsenden Ruhmes. Ihm ward nicht vergönnt, das classische Werk, welches vor allen seine Unsterblichkeit begründet, in erneuter vollkommener Gestalt herzustellen, damit sein unerseßlicher Verlust auch der Nachwelt um so fühlbarer bliebe.“ Sein Mörder ward auf der Flucht ergriffen, und einen Monath später zu Triest hingerichtet. Carvaceppi hatte inzwischen seine Reise über Dresden und Dessau nach Berlin fortgesetzt, und als er dort dem grossen Könige vorgestellt wurde, erfuhr er zuerst aus dessen Munde das unglückliche Ende seines Freundes. Das von Winckelmann zu der zweiten vermehrten Ausgabe seiner Geschichte der Kunst theils ausgearbeitete, theils entworfenene Manuscript, welches er auf seiner Reise mit sich führte, gelangte nach seinem Tode in den Besiz der Kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien, welche 1776 durch einige ihrer Mitglieder nach demselben eine Ausgabe besorgen ließ, die aber, durch Nachlässigkeit und Fehler aller Art entstellt, der Erwartung der Kenner keinesweges entsprach. Seine übrigen in Rom zurückgelassenen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauses Albani (der Cardinal Albani war Universalerbe seines Nachlasses), und von dort 1799 nach Paris in die damalige National-, jetzt Königl. Bibliothek, wo sie in 21 gebundenen Heften aufbewahrt werden, deren Inhalt im Anhange des letzten Bandes der Fernowschen Ausgabe ausführlich angezeigt worden ist.

Schwer, sehr schwer dürfte es seyn, eine Natur, als Winckelmann, rein und richtig aufzufassen und darzustellen. Wer, wie er, mit seltenen Kräften und einer so eigenthümlichen Mischung derselben, fast Alles durch sich selbst, und die Auffassung der mannfaltigsten Umgebungen wird, für den muß der gewöhnliche Maßstab gewisser Bestimmungen zu wenig anwendbar seyn; der würde ein eigenes Studium und mehrjährige Bekanntschaft für sich fordern können. Daher auch selbst die im Ganzen trefflichen Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's hinter dem von Göthe herausgegebenen Briefwechsel mit Berendes nicht allgemeine Zustimmung gefunden haben. Winckelmann brachte Licht in das Chaos der Geschichte der Kunst, setzte Epochen derselben fest, führte die Beurtheilung derselben auf Grundsätze zurück, und erklärte viele Werke des schönen Alterthums, die noch unerklärt, oder mißverstanden waren, durch die Kunst, sich in den Geist und die Ideen des Künstlers zu versetzen, durch einen feinen, aus langer Übung erworbenen Tact, durch zartes Kunstgefühl und durch ausgebreitete historische und mythologische Kenntnisse. Dadurch hat er auf die Bildung seiner, so wie der künftigen Zeit entscheidend gewirkt, die jezige Blüthe der Kunst und Wissenschaft vorbereitet, und Grundsätze aufger-

stellt, die neuerdings durch die Tiefe der Speculation wieder gesunder wurden. Sein Hauptgrundsatz war: Schönheit sey das Element und die Aufgabe der Kunst, und die Alten die vorzüglichsten Muster. Göthe hat in dem bekannten Werke: Winkelmann und sein Jahrhundert, den Character des grossen Mannes mit Meisterhand in treffenden Zügen gezeichnet. Was unsern Winkelmann unterschied, war: feste Richtung nach einem einzigen bestimmten Ziele; und dieses einzige bestimmte Ziel war tiefste Ergründung des Schönen. Mittel zu diesem Ziele schien ihm richtige Auffassung des alterthümlichen Geistes, zu dessen Ergründung er schon von der Natur gebildet war. Alle abstracte Erforschung galt ihm Nichts, ja selbst die Zumischung ekelte ihn an. Rom und Griechenland waren ihm die einzigen Quellen aller göltigen Weisheit. In seinem Herzen spricht uns am Meisten der Sinn für Freundschaft und für ächte Humanität an, der keinen andern Unterschied unter den Menschen anerkennt, als welcher durch ihre persönlichen Vorzüge gegeben wird. Daher seine feste Vertraulichkeit gegen die Vornehmsten, aber auch seine bescheidene Herablassung gegen die Geringssten. Wie bescheiden und so wenig stolz war er auf seine erhabenen Vorzüge, daß er, selbst groß, von einem Ernesti, dem nicht nur Sachsen, sondern die ganze Welt, die philologische und theologische, so Viel zu verdanken hat, in einem Briefe an Heyne schreibt: „Einen solchen Mann schaue ich an mit überwärts gebeugtem Haupte, wie bey Betrachtung eines erhabenen Tempels, und überdenke hierauf sein Verdienst mit niedergeschlagenen Augen. Machen Sie demselben eine tiefe Ehrenbezeigung in meinem Namen, aber recht sehr tief, wie ich dieselbe mit einem gekrümmten Rücken machen würde *)!“ Seinen intellectuellen Character hat er mit origineller Kraft in seinen Werken ausgeprägt, aus denen der Geist antiker Grösse und Einfachheit athmet; und seinen sittlichen Character findet man mit der traulichsten Offenheit und in den manchfaltigsten Aeusserungen in den Briefen an seine Freunde. Was sein Aeusseres betrifft, so war er von mittlerer Grösse, ohne sich durch Wohlgestalt besonders auszuzeichnen. Er hatte eine niedrige Stirn, eine etwas gebogene spize Nase, und kleine schwarze tiefliegende Augen, die auf den ersten Anblick seiner Physiognomie etwas Düsteres gaben; aber um seinen Mund, ob er gleich etwas starke Lippen hatte, schwebte ein anmuthiger Zug. Wenn sein Gesicht durch ein interessantes Gespräch und durch frohe Laune belebt war, so war der Ausdruck desselben angenehm und harmonisch. Es sind verschiedene Bildnisse von Winkelmann vorhanden. Nach einer Profilzeichnung von Casanova ist sein Portrait vor dem 3. Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste gestochen. Aber unter allen Bildnissen ist das beste, welches die sprechende

*) S. Teutsch. Museum, St. 1. Jan. 1776.

ste Aehnlichkeit, nach dem Urtheile der Römer, hat, das Gemälde, welches Maron von Rom ein Jahr vor Winckelmann's Tode für dessen Freund Muzel, Stosch in Berlin fertigte. Es befindet sich jetzt auf der Herzoglichen Bibliothek zu Weimar, und nach diesem ist das der Fernowschen Ausgabe der sämtlichen Werke von Winckelmann vorgesezte Kupfer von Lips nach Meyer's Zeichnung meisterhaft gestochen: das Gemälde ist lebensgroß, in halber Figur und sitzender Stellung, der Kopf mit einem Tuch umwunden, und der Leib in einen weißen Pelz gehüllt, der ihn aus Deutschland nach Italien begleitet hatte, und ihm in den milden Römischen Wintern den Ofen entbehren half.

Es sollten hier noch seine Verdienste aus einander gesetzt werden, die wir bey unsern Beschränkungen, wie seine Schriften, allenfalls berührt haben. Göthe hat in seinem Werke: Winckelmann und sein Jahrhundert, den hohen Werth seiner Bemühungen um Alterthumskunde, Kunst und Geschmack nach Verdienst gewürdigt. Von seinen Schriften nur noch dieß: Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden, 1764. 2 Bde. in 4. wovon die Akademie der bildenden Künste zu Wien, wie wir schon nicht ohne Rüge bemerkt haben, eine vermehrte Ausgabe nach der Handschrift des Verfassers besorgte, Wien, 1776. 2 Theile in 4. Kaum war die Dresdner Ausgabe erschienen, als er mit seiner Arbeit schon unzufrieden war, und sie zu verbessern anfieng. Dieß zeigte er zuerst in seinen Anmerkungen und Zusätzen zu der Geschichte der Kunst des Alterthums, Dresden, 1767. 4., ob man sie gleich in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Holland auf die ausgezeichneteste Weise aufnahm. Wir haben nun eine vollendetere Ausgabe der sämtlichen Werke Winckelmann's von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulz, 6 Bde. Dresden, 1808 — 1813. gr. 8. erhalten: der erste Herausgeber, Fernow, wurde der Vollendung durch einen frühen Tod entzissen. Die Geschichte der Kunst verdankt dem Hrn. Hofrath und Professor Meyer zu Weimar vorzüglich die erheblichsten und zahlreichsten Beiträge. — Die Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Kunstwerke, Leipzig, 1756. 4. waren seine erste Frucht: sie erregte Aufsehen und fand allgemeinen Beyfall bey den Kennern, sowohl des Inhalts, als der Schreibart wegen. Damit sie selten bliebe, hat Winckelmann nur 50 Abdrücke davon ziehen lassen, welche verschenkt wurden. Diese Schrift ward deßhalb von Vielen gesucht, und durch Abschriften verbreitet; auch sollte sie in's Französische übersetzt werden, und eine Dame von Stande erbot sich zur Uebersetzung derselben in's Italienische. Um die Wirkung noch vollständiger zu machen, beschloß Winckelmann, sie in einer andern Schrift selbst anzugreifen, und dann in einer dritten wieder zu vertheidigen. Dieß geschah auch, und die drey Schriften erschienen im folgenden J. 1756. zusammengedruckt; als

Winckelmann bereits in Rom war. Die erste Ausgabe der Gedanken über die Nachahmung gehört unter die litterarischen Seltenheiten. — Seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten endigte er zu Rom im Sommer 1760, sie erschienen aber erst 2 Jahre später in Deutschland. Leipzig, 1762. 4. Winckelmann wollte sie umarbeiten; er kam aber mit der Umarbeitung nur bis zur 19. Seite: dieses Fragment ist in der Fernowschen Ausgabe benützt. — Im Sommer des J. 1762 erschien das Sendschreiben an den Grafen von Brühl (in dessen Gesellschaft er nach Neapel, von da nach Portici, Herculaneum und Pompeji gereist war) über die Herculianischen Entdeckungen, auch zu Leipzig in 4. dann 1764 Nachrichten von den neuesten Herculianischen Entdeckungen, Dresden, 1764 in 4. — Sein Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, Dresden, 1766. 4. hat bey der Erscheinung wenig Beyfall gefunden, und ist auch nachher zu wenig geachtet worden. Für die damalige Zeit enthielt er aber doch viele lehrreiche Bemerkungen und brauchbare Nachrichten von alten Kunstwerken; und jetzt hat er in der neuesten Ausgabe der sämmtl. Werke Winckelmann's durch Verbesserung und Bereicherung ungemein gewonnen. — Nächst dem classischen Werke der Geschichte der Kunst des Alterthums sind vorzüglich: Monumenti antichi inediti, spiegati, ed illustrati, Roma, 1767. Voll. II. Fol. Deutsch von E. L. Brun, 2. Aufl. Berlin, 1804. Fol. Die Kupfer zu dieser Sammlung verursachten einen heftigen Streit zwischen ihm und seinem ehemahligen Freunde Casanova. — Winckelmann's Briefe an seine Freunde, von Daxdorf herausgegeben, 2 Theile. Dresd. 1777 — 1780. 8. — Winckelmann's Briefe an seine Freunde in der Schweiz, Zürich, 1778. 8. — Winckelmann's Briefe an Einen seiner vertrautesten Freunde (an Muszel, Stosch) in den J. 1756 bis 1768. Berlin, 1781, 2 Bde. in 8. Die neueste schon angeführte Ausgabe der sämmtlichen Werke Winckelmann's hat sehr grosse Vorzüge von Seiten des Textes und der Anmerkungen, wodurch sie auch sehr bereichert worden ist.

S. Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen, herausg. von Göthe, (Lübingen, 1805. gr. 8.) Johann Winckelmann. Eine Rede von Carl Morgenstern ic. Leipzig. 1805. 4. Den Biograph, Bd. 7. St. 2. S. 129. Kurzen Abriß von Winckelmann's Leben, im 1. Bde. der Fernowschen Ausgabe der Werke Winckelmann's.